

**PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren  
im Ausland**

# **Newsletter 2018**

**herausgegeben**

**von Axel Reitel und Hubert Dammer**



Günter Kunert *Aus meinem Schattenreich* Ines Geipel Auszug aus ihrem jüngsten Roman *Tochter des Diktators*  
Roland Erb *Von Sonntag und Montag* Dagmar Galin *La Rissanderie - Das Bachdörfchen* Stefanie Golisch *Über  
den gelingenden Tag* Gerald Uhlig-Romero *Erzählen, bevor wir sterben* Gabriel Berger *Die Stasi wollte mich nicht*  
Guy Stern *Verse anlässlich der Ernennung zum Ehrenmitglied* Frederick A. Lubich *Die verschlungenen Lebenswege  
der Ruth Weiss* / *Nur wer sich ändert, bleibt sich treu: Zu Wolf Biermanns Lebensgeschichte* Marko Martin *Tzili,  
Katerina, Erwin und all die Anderen* Roland Erb *Gedichte* Christine Koschel *Heute* Utz Rachowski *Romantischer  
Einschub* Lutz Rathenow *Placebogedicht* +++ Ticker: OVID-Preis 2018 an Herta Müller +++

**Schwerpunkt: Lebenswege**



**PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren  
im Ausland**

# **Newsletter 2018**

**herausgegeben**

**von Axel Reitel und Hubert Dammer**

## Impressum, Nachweise

© 2018 für diese Ausgabe: PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland.  
Die Texte wurden, soweit nicht anders vermerkt, von den jeweiligen Autoren zur Verfügung gestellt.

Satz: Hubert Dammer



Cover: Axel Reitel unter Verwendung des Gemäldes von Hubertus Giebe: *Mondnacht im Großen Garten*, Dresden: Öl auf Leinwand, 2017. 80 x 100 cm. Fotograf: Robert Vanis, Dresden Bildrechte: Hubertus Giebe, Dresden; VG Bildkunst Bonn. Die Wiedergabe erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Künstlers.

Bildmitte: Hubertus Giebe, *Schein&Chock-Ausstellung*, Dresden  
Foto: Axel Reitel

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>Impressum, Nachweise</b>	<b>2</b>
<b>Editorial</b>	<b>5</b>
Mitteilung des Schatzmeisters	7
<b>Schwerpunkt: Lebenswege</b>	<b>8</b>
Günter Kunert – Aus meinem Schattenreich	8
Ines Geipel – Tochter des Diktators	12
Dagmar Galin – La Rissanderie - Das Bachdörfchen	17
Roland Erb – Von Sonntag und Montag	18
Stefanie Golisch – Über den gelingenden Tag	19
Gabriel Berger – Die Stasi wollte mich nicht	25
Gerald Uhlig-Romero – Erzählen, bevor wir sterben	29
Guy Stern – Verse anlässlich der Ernennung zum Ehrenmitglied	30
Frederick A. Lubich – Die verschlungenen Lebenswege der Ruth Weiss	31
Frederick A. Lubich – „Nur wer sich ändert, bleibt sich treu“	39
Hubert Dammer – Mit Biermann entlang der Mauer	48
Marko Martin – Tzili, Katerina, Erwin und all die Anderen	49
Utz Rachowski – Romantischer Einschub	51
Roland Erb – Gedichte	55
Christine Koschel – Heute	57
Lutz Rathenow – Placebogedicht	59
<b>Warum ist Exil immer aktuell für unser PEN Zentrum?</b>	<b>60</b>
<b>Neue Mitglieder</b>	<b>61</b>
Wolf Biermann	61
Alan Posener	61
Bettina Wegner	62
Jürgen Maehder	63
Asli Vatansever	64
Gabriel Berger	65
Helga Druxes	66
Susanne Schädlich	66
Ines Geipel	67
Johann Holzner	67
<b>Auszeichnungen</b>	<b>68</b>
Geertje-Potasch-Suhr-Preis an Utz Rachowski	68
Verleihung des Ovid-Preises 2018 an Herta Müller	68

<b>Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder</b>	<b>69</b>
Writing for Writers: Briefe für Writers in Prison – Ein Auftrag aus der eigenen Geschichte	71
<b>Writers-in-Prison</b>	<b>73</b>
<b>Hinweise, Veranstaltungen, Publikationen</b>	<b>75</b>
Hinweise	75
Erklärung des polnischen PEN-Clubs	76
Veranstaltungen	77
Lesebühne des PEN-Zentrums – Freiraum Köln-Sülz	77
Erzählte Unrechtsgeschichte – Leben im Überwachungsstaat der DDR	77
DDR-Bürgerrechtlerin Freya Klier – Im Interview	78
Publikationen	82
Roland Merk	82
Utz Rachowski	82
Günter Kunert	83
Susanna Piontek	83

## Editorial

Lebenswege brauchen Zeit, aber sie geben uns auch Zeit zurück. Sie setzen uns dem Risiko von Misserfolgen aus, aber sie können uns auch einiges über die Welt und unseren Platz in ihr beibringen. Die Konstellation unbequemer Entscheidungen unterscheidet uns von einem Leben voller zeitsparender Konformität. Dabei wird oft vergessen, dass, wo alles „einfach“ ist, wir eigentlich gar nichts tun, sondern gerade einmal das arrangieren, was getan wird, was letztlich eine fadenscheinige Grundlage für einen Lebensweg ist.

Dieser unstimmigen Gesamtsituation der Gegenwart widmen sich die Gedichte Günter Kunerts *Aus meinem Schattenreich*. Auf solide Weise vereint die übersichtschaffende Schattenreich-Lyrik „die unerklärliche Tiefe der Welt“ (Safranski) mit dem erfahrungsreichen Lebensweg des im über achzigsten Lebensjahr stehenden Autors.

Sowohl in Ines Geipels *Auszug aus ihrem Roman Tochter des Diktators* als auch in Dagmar Galins kurzem Text *La Rissanderie - Das Bachdörfchen* bestehen die Wege ins Leben aus unterbrochenen Hoffnungen und einem seltsamen Willen alles friedlich Bestehende zugrunde gehen zu lassen. Dem erschütternden, von Geipel sehr lesbar geschilderten Lebensschicksal der Adoptivtochter von Walter und Lotte Ulbricht, das im italienischen Dorf Cigoli beginnt, steht bei Dagmar Galin die große menschliche Schönheit alternder, aber auch bald sterbender Menschen im Bergdörfchen Rissanderie gegenüber.

Spätestens seit Tucholsky wissen wir, dass Erfahrung auch mal gar nichts heißt, denn „man kann seine Sache auch 35 Jahre lang schlecht machen“. Dazu beschreibt Roland Erb in seinem Text *Von Sonntag und von Montag* die Launen eines Geburtstagsvorlesers und seiner Freunde (mit Pferdegestüt!) in Torgau. Diktatur-Gedenkstätten, wie die vor Ort, scheinen nicht erwähnenswert, dafür die Macht zerbrechender Spiegel, die nolens volens die nächsten Lebensjahre der Freundin verderben. Es ist die Wegbeschreibung einer Unrast, die (André Gide satirisch umgekehrt), einer falschen Entscheidung folgen mag, weil der Weg zur richtigen „gerade nicht frei war“.

„Das Leben ist schrecklich. Ich habe begonnen, es schön zu finden.“ Mit diesem Bonmot von Bohumil Hrabal leitet Stephanie Golisch ihren Text *Über den gelingenden Tag* ein, der auf mehreren Ebenen zugleich seinen Lebensweg zieht. „Kein Mensch ist auf einen einzigen Nenner, eine Nummer zu bringen“, lautet ein gelungener Aphorismus des Tages. In der bequemen Welt dikatorischer Parteifunktionäre, auf der Gegenseite des gelingenden Tages, liegen Plastikmarken mit eingestanzten Zahlen für die Opposition bereit. „Eins, komm' Se! Zwo, Gesicht zur Wand!“ ruft's in deren Untersuchungshaftanstalten. Doch selbst dort gilt, wie von Stefanie Golisch am schönsten gesagt: „Vielleicht wird man zu Stein verwandelt, vielleicht in einen großen goldenen Vogel.“

Gabriel Berger zieht mit feinem-jüdischen Humor das pralle Netz dreister Diktaturerlebnisse in *Die Stasi wollte mich nicht!* an Land. Darin erleben Bekannte und Freunde des Autors hautnah, wie besagte Stasi kleinere und größere Privilegien für mehr oder weniger feiste Spitzeldienste in den Raum stellt. Nur um den diplomierten Atomphysiker, der der Autor auch ist, bleibt es still. Schließlich führt ihn der Weg nach Westen, doch lässt ihn die Stasikrake auch dort nie aus dem Blick.

In Gerald Uhlig-Romeros Text *Erzählen, bevor wir sterben* widersprechen sich zwei berühmte Antipoden. „Das Glück ist ein [jederzeit herstellbarer] Zustand im Kopf“ versus doch „zwei Drittel des Tages torkeln wir mit einer Menge Krimskrams im Kopf durchs Leben.“ Und der Autor zieht keine beruhigende Bilanz.

Aus ganz persönlicher Freude über die Ernennung zum Ehrenmitglied unseres PEN widmete Guy Stern uns eine kleine Tanzeinlage „in Versform“, die auf einen sehr feinen Humor verweist, und das nach einem wirklich langen, sowohl erschütternden als auch aufrechten Leben.

In Frederick A. Lubichs Interview *Die verschlungenen Lebenswege der Ruth Weiss* werden die frühen Lebensstationen als die prägendsten herausgestellt: Der Rassenwahn zerstört die halbe Welt. Wer dieser Ideologie nicht entsprach, sollte sich in der Heimat nicht mehr sicher fühlen. Ihr weiterer Lebensweg ins Exil setzt indessen äußerst positive Kräfte frei, obschon sie sich nur noch als „halber Mensch“ fühlt.

Autobiographisch bleibt es auch in Lubichs Essay *Nur wer sich ändert, bleibt sich treu*. Wolf Biermanns Lebensgeschichte *Warte nicht auf bessere Zeiten* beginnt im „Bauch seiner Mutter“, von wo er alles hört über die Welt, die bald im „dantesken Inferno der alliierten Bombenangriffe“ versinkt. Die Mutter trägt den Knirps

auf dem Rücken durchs Feuer, der nun auch schon bald, mit seinen „sechssaitigen Schwestern“ und eigener poetischer Intelligenz, die größten ihrer lebenden Feinde besiegt.

Marko Martins unter dem Titel *Tzili, Katerina, Erwin und all die Anderen* geschriebener Nachruf auf Aaron Appelfeld, dem „poetischen Chronisten des jüdischen Osteuropa“, thematisiert die Vertreibung und das Überleben mittels mitfühlender Tat und Camouflage. Nur das Gefühl, „das aus einer Tat herrührt“, zitiert Marko Martin, „ist klar wie ein Kristall“. Man mag dabei auch an den Architekten Fährmel denken, der in Bölls Roman *Billard um halbzehn* Hölderlin mehrmals zitiert: „Mitleidend bleibt das ewige Herz doch fest.“

Und es sind Hölderlin, Novalis und die ganze romantische Crew, die im Gedicht *Romantischer Einschub* den Dichter Utz Rachowski - samt seiner bereits weithin bekannten Cavalier-King-Charles-Dame „Miss Suki“ - ein Stück Weg begleiten, nicht „immer nach Hause“, die „Irrtümer zu begrenzen“, und die „nicht aufgesparte Zukunft“ gibt den Blick halb frei auf einen eigentlich „endlosen Weg“.

Post-Post-Romantisch führen die fünf für den Newsletter 2018 aufgesparten *Gedichte* von Roland Erb zu Gärten und Begegnungen, wo „das kaum umgibtete Blatt des Sommers“ eine bestechende Dramaturgie auslöst von versperrten Pforten, „zerbrochenen“, „zerfetzten“ Stimmen, „furchtbarer Krume“, dem „feigen Wind“, des „Sturmes Peitschen“ und dem herausfordernden Auftreten der Natur.

Im Versuch *Heute* von Christine Koschel gedenkt die Autorin „des Anscheins neuer Freiheit, die unsere Marktkultur favorisiert und auf dem Boulevard endet“. Quasi als Gegengewicht beschreibt sie das internationale Zusammenfinden ganz bestimmter Menschen, „die ein heimliches *Salgado-Auge* besitzen und, mit ihrer angeborenen Liebe zur eigenen Sprache und Literatur diesen Ort der Begegnungen [gemeint ist das Straelener Europäische Übersetzerkollegium] mit anderen Sprachen suchen“. Aufgezeigt wird die ans Herz gehende Möglichkeit, das Gute zu bewahren und zu verbreiten, ein Rettungsversuch mit vielen wundervollen Begegnungen.

Im *Placebgedicht* von Lutz Rathenow scheinen sich alle Werte, für die wir streiten, mir nichts dir nichts in Luft aufzulösen, von clownesken Worthaufen entlarvt, abgerundet und verspottet, als sei alles Leben schließlich nicht anderes „als ein Anfang von vorn“ (Biermann).

Daran anknüpfend möchten wir ebenfalls nicht versäumen, mit großer Freude - neben allen wunderbaren neuen Mitgliedern - auch Bettina Wegner, Alan Posener und Wolf Biermann bei uns zu begrüßen.

Wir freuen uns an dieser Stelle über die mit Auszeichnungen belohnten literarischen Lebenswege: Über den Geertje-Potasch-Suhr-Preis für Utz Rachowski sowie über die Verleihung des OVID-Preises an Herta Müller.

Last but not least hat Gabriel Berger uns seine Übersetzung eines Aufrufs des polnischen PEN geschickt, den wir solidarisch unterstützen. Ebenso möchten wir auf Freya Kliers mit Klarheit und Furor erzählte Unrechtsgeschichte vor höheren Schulklassen im Bundesland Hessen hinweisen und zwar für deren hoffnungsvollen, schon ein wenig wissenden Weg ins Leben.

Mit den besten Wünschen und herzlichen Grüßen für ein schönes und kreatives Jahr 2018

Ihr

*Asel Reitel*



Foto: Christa Speidel

## **Mitteilung des Schatzmeisters**

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

wir haben im vergangene Jahr einen neuen Förderverein gegründet. Der Verein ist inzwischen ins Vereinsregister eingetragen und das zuständige Finanzamt hat dessen Gemeinnützigkeit verbindlich anerkannt. Damit können wir jetzt auch wieder ein entsprechendes Konto für unsere Mitgliedsbeiträge anbieten.

Der Jahresbeitrag 2018 beträgt wiederum €70 bzw. \$70.

Bitte denken Sie daran:

Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag bis zum 31. März 2018 entrichten, zahlen nur €65 bzw. \$65.

Ich bitte daher den Mitgliedsbeitrag für 2018 mit dem Vermerk „**Beitrag 2018**“ nur noch auf folgendes Konto zu überweisen:

**Förderverein PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland e.V.**

**IBAN: DE20 2004 0000 0222 3337 00**

**BIC: COBADEFFXXX**

**Verwendungszweck: PEN-Beitrag 2018**

Alternativ kann der Beitrag auch in US Dollar als personal check einer US-Bank geschickt werden. Er sollte in Höhe von 70 \$ an „Fred Viebahn, PEN“ ausgestellt werden.

Die Anschrift lautet

Fred Viebahn, 1757 Lambs Rd. , Charlottesville, VA 22901 USA 

Mit Dank und herzlichen Grüßen

Gino Leineweber  
Schatzmeister

# Schwerpunkt: Lebenswege

## *Günter Kunert – Aus meinem Schattenreich*

(Auszug mit Genehmigung des Carl Hanser Verlages)

Gedichte  
Herausgegeben von  
Wolfram Benda

### *VITA*

Das wäre Fleisch  
von meinem Fleisch,  
verfallen dem Abgründigen,  
dem Etwas, das geschieht  
seit wir Eden verließen. Wir sind  
zur Welt gekommen ohne Verständnis  
für Arm und Bein, für Hand und Fuß  
und für jene befremdlichen Teile  
der Lust. Das Fell abgestreift,  
die Höhle verlassen, den Stein  
verloren, keinen Glauben  
gewonnen, geblendet  
vom Schein unserer Aura,  
erhoben über das Nichtsein  
für eine kurze Weile  
kurzweilig  
vor dem Verdämmern.

### *EPILOG*

Wenn man dort  
die Straße überquerte, wäre da  
das alte Pflaster unter den Füßen  
und unter dem Pflaster  
nur versteinte und versandete  
Ewigkeit? Holpersteine, Stolpersteine,  
unregelmäßig behauen  
von den Urvätern bleicher Brut  
aufgegangenen Samens  
der Steinklopfer, der Totschläger,  
der freudvollen Leichenmacher  
Schlag für Schlag  
in den Boden gepresst.

### *MANCHERMANN*

sucht seinen Ursprung  
vergebens. Bin ich  
eine Fortsetzung von Adam,  
dem Vegetarier, oder  
von Homo erectus?  
Unbezweifelt Säugetier und  
dennoch nur Nachgeburt  
von Tyrannosaurus Rex,  
dem Allesverschlinger?  
Neulich stammten wir alle  
noch vom Affen ab, aber  
das hat uns nicht behagt  
wie jegliche Wahrheit.  
Glücklich, wer  
seine Vorfahren verkennt.  
Die Erscheinungsweise  
der Nachfahren ist schlimm  
genug. Mir jedenfalls  
reicht es schlussbänglich.

### *GEOGRAPHIE*

Russland ist groß  
China ist weit  
ich aber bin mir selber  
der Nächste obschon  
rein zufällig. Wie eben  
auch die Größe Russlands  
die Weite Chinas. Dabei  
scheint es doch  
als sei gerade das  
eingerichtet nach höherem Plan.  
Außer natürlich  
meiner Person: ausgesetzt  
und vergessen  
auf einem Planeten  
sonderbarer Art.

### *DES CALENDARIUMS VERSCHWÖRUNG*

alsbald betrifft sie  
auch dich. Kaum dem Horizont entstiegen  
sinkt der Tag schon ins Bett.  
Der große Verschwörer rafft die Zeit  
zusammen gleich dürrem Blattwerk  
und verschwindet damit im Dunst  
des Vergessens. Die abendlichen Figuranten  
unterhaltsamen Schreckens  
und ernstlicher Späße jagen einander  
ungerührt im elektronischen Käfig  
und unberührbar. Wendest du dich ab  
von ihrem Spiel und später noch  
von deinem Spiegel, so bleibt der leer  
und ahnungslos zurück. Besuchsweis  
Jahreszeiten, einander rasch verdrängend  
eh du einer recht inne wurdest  
und hinterlassen  
vergilbende Erinnerungen, bestimmt  
zur Unsichtbarkeit  
den künftigen Gegenwarten,  
den Usurpanten deines eignen Einst.

### *DIE MASKE DES BÖSEN*

zeigt freundliche Züge,  
die Miene umfassende Güte,  
der Blick Friedfertigkeit –  
wären da nur nicht  
in den Mundwinkeln  
diese Blutstropfen  
beim Lächeln.  
*(Brechts gedenkend)*

### *ALS KINDER SPIELTEN SIE*

auf der Straße Vater-Mutter-Kind.  
Erwachsen, merkten sie,  
das sei kein Spiel. Darum  
verboten sie es ihren Kindern,  
die viel zu früh  
alt wurden.

### *JETZT IN DIESEM MOMENT*

wird ein Mord geplant und  
ein anderer begangen, fallen  
Bomben auf eine Stadt, hält  
ein Präsident eine Rede, werden  
Wale geschlachtet und  
ein lahmes Pferd kuriert,  
heiratet ein Paar, um Kinder  
für den nächsten Krieg  
zu zeugen – in diesem Moment  
werden Momente vorbereitet,  
die sich von den vorigen  
durch das Datum unterscheiden.

### *DAS GESICHT VON AMUNDSEN*

gegerbtes Leder. Die Augen  
kristallinisch. Kalt wie  
an seinem Nordpol die Miene  
und abweisend. Ein Herz  
aus Eis, des Führers  
seiner Mannschaft ins sinnlose  
Verderben.

### *IN EINER DÜSTEREN GASSE*

begegnete mir der Sinn  
des Lebens. Er war alt und  
schmutzig und schon sehr  
abgegriffen. Ein falsches  
Lächeln voll ungehemmter  
Schamlosigkeit und grußlos  
davon.



*Foto: Archiv Salli Sallmann*

## Ines Geipel – Tochter des Diktators

Der Text von Ines Geipel ist ein Roman-Auszug. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Klett-Cotta. mit der Leseprobe auf der Seite des Verlages Klett-Cotta ([www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)) identisch.



Foto: Archiv Ines Geipel

### **ANNI, WAS IST DENN ? KOMM DOCH!**

MEIN NAME IST ANNI, genauer gesagt Anni Paoli. Aber Anni reicht. Ich will die Geschichte meines Lebens erzählen. Nein, nicht die ganze Geschichte. Ich weiß ja, dass das nicht geht. Es kann nie die ganze Geschichte sein. Aber ich nenne es mal so – die Geschichte meines Lebens. Auch weil die, die unbedingt in diese Geschichte gehören, nicht mehr da sind. Bea nicht, Nello und Giorgia nicht, Francesco, Giulia, Leticia, Nino nicht, so viele aus dem Ort nicht, vor allem aber Ivano nicht. Ich bin die Letzte, die Einzige von uns, die noch weiß. Es gibt niemanden mehr, mit dem ich meine Erinnerungen teilen kann. Was für das, was ich zu erzählen habe, nicht ganz unerheblich ist. Es bedeutet nämlich, dass ziemlich viel möglich ist. Dass ich erfinden kann und es auch gern tun würde. Aber nein, das geht nicht. Das ist nicht drin, höchstens ab und an, in ein paar Ausnahmen. Ich bin hier verpflichtet.

Heute zum Beispiel, da wollten wieder zwei kommen. Um unseren Ort sollte es gehen, um Ivano und um Bea. Um wen denn sonst. Aus Berlin wollten die beiden anfliegen. In Pisa hätte ich sie abgeholt. Na, das mache ich dann schon. Aber Achtung, Anni, habe ich mir gesagt. Das wird nichts, das kann nur schiefgehen, das macht ja gar keinen Sinn. Denn sagen wir mal so: Die Leute, die hier vorbeikommen, die haben ein Bild, und das ist fertig. Sie wissen, wie die Geschichte geht. Und ich bin im Grunde nur dazu da, ihnen ihr Bild zu bestätigen oder, was noch besser für sie wäre, es mit meinen Gefühlen aufzufüllen. Ich bin ein Platzhalter, nichts weiter. Weil ich eben schon da war. Aber das ist nicht lustig und auch nichts, was ich mir zumuten werde. Denn das bringt nichts. Das bringt niemandem etwas. Und deshalb kommen die beiden auch nicht. Ich habe abgesagt. Ich kann nicht.

Das erste Licht des Tages und noch immer kein Schlaf. Anni schläft wieder nicht, wird Carlo mir auf der Piazza später zurufen und dabei so eigenartig mit den Armen rudern. Er sieht das. Er sieht das Licht, das die ganze Nacht durch meine Läden blinzelt. Und er hat ja auch recht. Das mit dem Schlaf ist keine ganz einfache Sache, trotz Perricone und Magenschmiere. Also erst der Popenwein und darauf zwei Maalox Rapid. Das hilft, das ist die perfekte Mischung. Der Magen liegt dann schön in Watte und kann in Ruhe vor sich hin wolken. Jahrelang ist das gut gegangen, aber seit zwei, drei Wochen klappt das nicht mehr. Keine Ahnung, was da los ist. Mitunter verschiebt sich ja was, sagt Grazia, meine Nachbarin. Muss nichts Großes sein, ein winziger Tick und schon gehört nichts mehr zusammen. Aber lassen wir das. Magen ist kein Thema, Magen ist immer. Als würde man vom Wetter sprechen oder von der Zeit oder von Gott oder vom Licht.

Apropos Licht. Die Geschichte, die ich erzählen will, spielt in Cigoli, wenigstens die meiste Zeit über. Cigoli, das ist Süden, das ist Italien, das ist Toskana. Wir reden also von Klischees, nein, von Klischees über Klischees. Aber ich kann ja nicht so tun, als existiere all das nicht – die Bilder, das Wetter, die Farben, und die Klischees eben. Was ich damit sagen will? Ganz einfach: Cigoli, das ist Licht. Den ganzen Frühling über trägt es Flaum, und die Landschaft schlägt sich den Bauch voll damit. Das ist hier unerträglich, unerträglich schön. Doch Schönheit hinzunehmen ist schwerer, als gemeinhin angenommen wird. Die Statistik besagt jedenfalls, dass sich im Frühling bei uns deutlich mehr Unfälle ereignen als das restliche Jahr über. Ein erhöhtes Unaufmerksamkeitsrisiko. Oder auch Aufmerksamkeitsrisiko. Je nachdem, wie man das betrachten will.

Wenn jetzt jemand da wäre, dem ich zurufen könnte: Kommen Sie, ich muss Ihnen den schönsten Augenblick des Tages hier zeigen. Ansonsten kapieren Sie ja nichts. Nichts von Cigoli, nichts von Bea und Ivano, nichts von mir. Noch dazu habe ich eine Entscheidung getroffen: Ich werde mich von nun an strikt an die Ereignisse halten und zusammentragen, was ich weiß. Denn es bringt ja nichts, die Wächterin einer Geschichte zu sein, die nur mir gehört. Das entspricht mir nicht. Man wird höchstens seltsam mit der Zeit. Wobei ich klarstellen muss, dass hier niemand ist. Keiner, dem ich sagen könnte: Meine Geschichte, das ist nichts Sentimentales, auch kein Skandal, wo ja eh heute keiner mehr weiß, was noch ein Skandal sein kann. Nein, es geht allein um uns, um Bea, Ivano, um mich und um die Verteidigung eines Glaubens.

Denn ich bin halt der Ansicht, dass die Welt eine andere sein wird, wenn ich meine Geschichte erzählt habe. Ja, daran glaube ich. Es kann auch gar nicht anders sein. Bea zum Beispiel, die in der Realität niemand anderes als Beate Matteoli ist, die Tochter des Berliner Mauerbauers Walter Ulbricht, das erste ostdeutsche Staatskind also, wird nie wirklich Bea sein können ohne uns hier, ohne Cigoli. Ohne uns ist ihre Geschichte nicht richtig, ohne uns fehlt ihr was. Fast würde ich sagen, das Wichtigste. Dasselbe behaupte ich von Ivano und mir. Unsere Geschichten sind ohne einander nicht denkbar, das heißt auch ohne Bea nicht. Sie gehört dazu. Und auch Cigoli ist bei Lichte besehen nicht Cigoli ohne die Tatsache, dass mit Bea, die kein einziges Mal bei uns war, etwas völlig anderes, immerhin ein Stück Weltgeschichte vom Norden in den Süden herangeweht kam. Ich persönlich kann mit dem, was man Weltgeschichte nennt, nicht viel anfangen. Was soll das schon sein? Aber für Bea stimmt das. Sie muss ins große Bild, auf ihre ganz eigene Weise.

Der schönste Augenblick des Tages. Der Sonnenaufgang in Cigoli. Und zwar ganz oben, direkt vor der Kirche. Ihr Name: Santuario della Madre dei Bimbi. Wie das schon klingt. Das Heiligtum der Mutter mit Kind. Aber niemand hat eine Ahnung davon, was die Madonna für ein erzkatholisches 400-Seelen-Nest wie unseres hier bedeutet. Man braucht gar nicht so rumtun. Keiner weiß es, es kann keiner wissen, und vor allem soll es keiner wissen. Niemand von außerhalb hat eine Vorstellung davon, wie es hier zugeht. Wenn jemand von sich sagt: Ich bin Agnostiker, ich glaube nicht an Gott, kann er das in der Welt überall behaupten, und jedem wäre ziemlich rasch klar, was das bedeutet. Nur bei uns spielt das keine Rolle. Hier ist es egal, was einer ist, was er macht oder nicht macht, was er glaubt oder nicht glaubt. Man gehört dazu, man gehört dem Ort und damit basta. Was allerdings eine Rolle spielt, ist die Tatsache, ob du Jungfrau bist oder nicht. Jungfrau zu sein ist für uns Frauen hier noch immer von großer Bedeutung, ich denke fast, von immer größerer Bedeutung. Ja, ja, ich weiß schon, das führt zu nichts, das ist völlig unzeitgemäß. Na, sicher doch. Nur, Italien ist das – völlig unzeitgemäß. Es gibt Frauen, die resigniert haben, die es nicht geschafft haben, die sich die Familie, die Tradition, das Gesetz des Schweigens aufgeladen haben. Man muss da höllisch aufpassen.

Ich glaube nicht an Gott, ich bin Agnostikerin oder, um es mal auf meine Art zu sagen: Ich gehe jeden Morgen die paar Schritte hoch zur Kirche. Seit der Kindheit ist das so. Mich am Morgen mit dem Rücken an die kühle Kirchwand lehnen, die erste Zigarette des Tages rauchen und eine Zeitlang in die dunkle Ebene unter mir schauen. Einfach so. Daran liegt mir noch. Da unten zum Beispiel, das ist das Arno-Tal. Und wenn ich lange genug in die Ferne blicke, kann ich hinten am Horizont schon das Meer blinzeln sehen. Der Ort schläft noch, die Tiere zögern, das Licht auch. Es ist unsagbar still, und plötzlich kommt der Moment, wo es kippt. Nicht nach und nach, nein, mit einem Schlag bricht es aus hier. Das Leben, das Licht. Als gäbe es ihn doch, den großen Schalter.

Augenblicke, die frei sind und die wir nötig haben. In denen wir den Eindruck haben, dass nur wir entscheiden, wann was beginnt, was wir als Erstes tun oder was wir halt bleiben lassen. Wir starren ins Tal wie in die große Leere und hören ihr dabei zu, wie sie sich langsam füllt: mit klappenden Autotüren, mit Geschrei und Lachen, mit Ciao, Ciao und Mamma mia. Augenblicke, in denen wir das Gefühl haben, dass alles vorhanden ist. Man kann sich ruhig Zeit lassen dafür, so wie man Zeit braucht für einen Ort wie diesen hier. Die Kirche lohnt sich. Ab zehn kann man rein und ein bisschen mit der hölzernen Madonna plaudern oder später zusammen mit den Frauen in der Nachmittagssonne auf der Bank an der Kirchwand sitzen. Wie sie die Rosenkränze zischeln lassen, mit den Beinen baumeln und am Ende die Abendsonne verdösen. Diese Frauen gehören hierher. Es ist ihr Ort und die Madonna mit Kind ihr alleiniger Schutz. Santuario della Madre dei Bimbi. Man muss sich nichts vormachen. Klischees wie diese kriegt man nicht umsonst.

Da ist so vieles. Die Geschichten wachsen sich aus wie die knorzigen Trüffel unter unseren Füßen. Ich mag keine Trüffel, ich mag auch keine Katholizismen, ich will nichts anderes als meine Geschichte erzählen. Anni? Anni, wo bleibst du denn so lange? Komm endlich! Ich war sechs. Es war der Sommer vor der Schule, als Ivano dreimal kurz an unsere Tür klopfte. Ich hatte keine Wahl oder eher: Es gab nichts zu wählen. Es gab diesen Jungen zwei Häuser weiter, genauer einmal um die Ecke, der so alt war wie ich. Er war da und gehörte in meine Kindheit wie der Geruch meiner Mutter, wie das Boccia-Spielen der Alten auf der Piazza, wie die Schatten der Platanen. Er hatte wie immer seine Steinschleuder in der Hand. Ich nahm meine. Es würde unser Tag werden. Viele Tiere würden dran glauben müssen. Zuerst die blauen Schmetterlinge, dann die Geckos, später die Graumäuse und wer weiß, was uns heute noch alles begegnen würde. Wir waren gute Jäger. Ivano war schnell, ich war schneller.

Wenn du Kind bist, nimmst du irgendeine Hand und stiefelst los. Aber warum ist es dieser eine Morgen, an den ich mich erinnere, wenn es um Ivano geht? Es gab so viele davon. Vielleicht stimmt das gar nicht. Vielleicht musste der Junge von nebenan Hunderte Male da stehen und klopfen, bis dieser Morgen zu einem Bild wurde. Jene Tür, hinter der etwas spielt, wofür Ivano mir das Erbe übertragen hat. Denn so ist es. Anni? Was ist denn? Kommst du? Wenn er jetzt klopfte und mit der Steinschleuder in der Hand vor mir steht, weiß ich, dass das der Anfang hier ist. Dann sind wir im Jahr 1948, denn Ivano und ich sind gleichaltrig. Jahrgang 1942, Kriegskinder. Dann sitzen wir schon oben auf der Bank an der Kirchwand und machen nichts Besonderes. Es ist mal wieder nichts los, aber irgendwer wird schon noch kommen, der die Madonna sehen will. Eine Nonne vielleicht oder jemand von außerhalb. Wir reden nicht, wir hocken nur da und schauen ins Tal. Später laufen wir in die Weinberge auf der Rückseite von Cigoli. Ivano weiß, wo die Schmetterlinge sitzen.

Vermutlich ist es das. Dass dieser Sommermorgen nichts an sich hatte, nichts, was sich eingebrannt hätte, kein Hoch, kein Tief, sondern nur vor sich hin flimmerte und mit jeder Minute heißer wurde. Irrsinnig heiß. Und Ivanos Art, in den Sommer zu laufen, als sei alles möglich, ich glaube, das ist es gewesen. Und dass dieses Bild von Dauer ist und längst herausgetreten war aus allem, als beanspruche es einen Sonderplatz. Ich mag Bilder, die etwas Unverrückbares an sich haben. Sie sind wie die Trüffelballen. Man stößt immer wieder auf sie, egal, von wo man kommt, und egal auch, wie sehr sich die Dinge schon verknotet haben. Wie er ausgesehen hat? Ein Foto? Ich hab keins. Und was wäre schon groß zu sehen? Er sah aus, wie die Jungs hier so aussehen. Dunkle Augen, ein bisschen zu viel Süden vielleicht. Mehr kann es nicht gewesen sein. Nein, mir war nichts wirklich aufgefallen an ihm.

Der Sommer vor der Schule war aber auch der mit den Lüftern. Und für die werde ich mir ein bisschen Zeit nehmen müssen. Denn es ist so: Hier direkt unterhalb, das ist Cigoli. Wie ein Nest am Stamm klebt es seit tausend Jahren über dem Tal. Etwas, das sich in einem fort wegduckt, um sich auf diese Weise zusammenzuhalten. Ich bin ja kein Reiseführer, den man einfach mal so durchblättern kann. Ich lebe hier. Aber ich nehme mal an, dass Cigoli niemandem etwas sagen würde und man glatt durchführe, um nach Pisa, Parma oder Florenz zu gelangen. Einmal direkt bis zum Ortsausgang und die paar Häuser, die sich Cigoli nennen, wären schon wieder vergessen. Aber Vorsicht, der Schein trügt. Hier waren sie alle, hier sind sie alle durch. Das da drüben? Das ist Vinci. Na, sicher doch, der Geburtsort von Leonardo da Vinci. Keine zwanzig Kilometer Luftlinie von hier entfernt, nur auf der anderen Seite des Tals. Das Problem ist, dass wir das überall hier haben: Universalgenies, unfassbare Entdeckungen, die absolute Hochkultur. Und wenn man sich ein bisschen Mühe gibt und irgendwann genug hat von dem ganzen Renaissance-Rummel, kann man auch gleich durchmarschieren, bis in die Antike. Wir sind mit allen in Kontakt.

Nur, wenn es ums reale Leben der Leute hier geht, sieht die Sache ein klein wenig anders aus. Dann wird es rasch mal kompliziert. Und da kam im Sommer 1949 das Ding mit den Klimalüftern auf. Diese Geräte, die es vor dem Krieg überall schon gegeben hatte, nur eben bei uns nicht. Von daher lag es nahe, dass irgendwann eine größere Ventilatorenfirma in Cigoli auftauchen würde, um den Leuten das Blaue vom Himmel runterzuschwatzen: endlich Räume mit Luft, endlich Sommer, die halbwegs aushaltbar wären, endlich Winter, die nicht sklerotisch absoffen. Es herrschte heillose Aufregung. Im Stadthaus auf der Piazza ein einziges großes Palaver. Der Bürgermeister hielt lange Reden, erklärte die Windanlagen zu den wahren Helden der neuen Zeit und feierte sie als Erlösung. Endlich war mal was los. Endlich gab es Tausende Gründe, an den schönen Sommerabenden bis tief in die Nacht hinein auf der Piazza rumzustehen. Endlich wusste man wieder, dass die Renaissance von der Vorstellung beseelt gewesen war, dass das Universum wandelbar und vor allem erreichbar sein sollte. Endlich war man dran und sich sicher, unsere Großkopferten richtig verstanden zu haben. Kurz und gut: Cigoli entschied sich gemeinschaftlich für das neue Belüftungssystem.

Pausenlos wurde gebohrt und gehämmert und manche Wand aufgerissen. Jede Familie brauchte plötzlich eine Klimaanlage in der Küche und eine zweite im Bad. Die Häuser wurden offener, die Räume spürbar lichter, es gab entschieden mehr Luft. Alle sollten profitieren, frohlockte der Bürgermeister. Binnen kurzem machte der Ort einen veritablen Technikschieb durch, und mitten in diesem brüllend heißen Sommer des

Jahres 1949 war Cigoli im Fortschritt angekommen, über den sich ein gleichmäßig sonorer Ton legte, eine Art sanftes Geschlabber, denn die Lüfter fächerten klaglos und ohne Pause vor sich hin.

Das war das eine und ja auch ganz schön. Das andere war die um sich greifende Panik, die den Ort wegen der vielen neuen Technik nach und nach in den Ausnahmezustand versetzte. Denn die neuen Klimageräte funktionierten nicht nur wie riesige Lautsprecher, sondern leisteten im wortwörtlichen Sinne ganze Offenbarungsidee. Technisch lief das so, dass die Lüfter in der Küche die Gespräche von draußen direkt ins Innere schleusten. Wohingegen die Lüfter im Bad noch die intimsten Angelegenheiten wie ein Megaphon ungefiltert auf die Straße rausposaunten.

Cigoli ist ein alter Ort. Von daher versteht es sich von selbst, dass er unter dem Rubrum Geheimnis mancherlei zu bieten hat. All die Sandbräute und Windeier, all die rabiaten Landnahmen und ermogelten Versicherungspolizen, all die ungesetzlichen Hausverkäufe und zweifelhaften Adoptionen. Schon enorm, was die Realität in der Hinsicht so zu bieten hat. Hätte Cigoli einen Beichtkatalog im Hinblick auf Niedertracht, Obsession und Verrat, er wäre bunt und schillernd wie ein Pfau. Dabei bin ich mir nicht sicher, ob er bunter und schillernder wäre als anderswo. Auch nicht, ob das Leben bei uns tatsächlich eine entschiedenere Neigung zu gewissen Peinlichkeiten hat als etwa in Rom oder Neapel. Aber dass der Mantel des Schweigens möglichst da liegen bleiben sollte, wo er lag, das konnte niemand ernsthaft bestreiten. Aber es half nichts. Die Lüfter knatterten und zerrten, was so sorgsam vergraben lag, erbarmungslos in die Öffentlichkeit. Die Verwirrung war komplett.

Und was genau trat da eigentlich zutage?

Nun, unsere Nachbarin Chiara bekam auf diesem Weg mitgeteilt, dass sie noch einen Halbbruder in Rom hat. Piedro, der schrullige Typ von gegenüber, musste damit klarkommen, dass seine Frau grad Urlaub in Palermo machte, immerhin mit seinem besten Freund. Maria, die Tante meiner Mutter, erfuhr auf diesem Weg, dass man sie schon vor fünf Jahren enterbt hatte, und zwar vollständig. Bäcker Marco wurde klargemacht, dass der Tod seiner Tochter keineswegs ein Unglücksfall gewesen war, vielmehr hatte das Kissen seiner Mutter nachgeholfen. Dem alten Lorenzo, der seine Zeit auf der Terrasse des Stadthauses zubrachte, gab das plappernde System zu verstehen, dass seine Enkel ihn um einen mächtigen Batzen Geld betrogen hatten. Und meine Patentante Rosetta? Ihr Vater hatte, wie sie nun erfuhr, einen etwas wunderlichen sizilianischen Schriftgelehrten im Suff erschlagen. Ort der Handlung: Catania. Deshalb hatte man nie davon gehört.

Mag sein, eine neue Technik hat ihre Vorzüge, und bestimmt hat sie auch ihre Berechtigung, aber bei uns bewährte sie sich nicht. Cigoli war durch den Wind. Nichts war mehr sicher. Dabei war es ja so, dass die Geheimnisse des Ortes derart tief in der Zeit versenkt worden waren, dass man vergessen hatte, was überhaupt versenkt worden war. Aber irgendwann ließen sich die ausgespuckten Wahrheiten nicht mehr ignorieren. Die Blicke in den Gassen änderten sich, die Gesten, die Schritte, die Körper. Niemand kam mehr ins Stadthaus, keiner saß mehr oben auf der Bank an der Kirchwand, die Piazza wurde Tag für Tag leerer, nicht mal mehr Lotto wurde gespielt. Das öffentliche Leben erlosch. Jeder spürte, dass das alte Leben hinfällig geworden war. Ein neues jedoch war nicht in Sicht.

Und wir Kinder? Irgendwas war mit den Alten, das sahen selbst wir, aber was sollten wir damit anfangen? Alle schienen von demselben Virus befallen, mit Symptomen wie Schweißausbrüchen, Essensverweigerung, Schlafwandel oder schwer erklärbaren Ängsten. Das war merkwürdig, aber es interessierte uns nicht sonderlich. Ivano drängelte. Er wollte zum Fluss und mir die Fische zeigen. Vor allem aber wollte er welche fangen. Wenn wir unsere Steinschleudern zeitgleich zum Einsatz bringen würden, gab er vor, hätten die Fische keine Chance.

Also zogen wir los, mussten aber noch rasch in der Werkstatt seines Vaters vorbei. Nello Matteoli war ein schmaler, ernst wirkender Mann mit fitzligem Oberlippenbart und der wirkliche Schuster von Cigoli. Ivano hatte ihm am Morgen versprochen, zum Fischmann Guido zu laufen und ihm die fertigen Schuhe vorbeizubringen.

Der Geruch von Leder, Leim und Holz. Die Leisten, die paarweise von der Decke hingen, die gefärbten Lederlappen, die Zangen, Sohlen, Schäfte, die Schnüre, Bänder und Schnallen. Nellos Werkstatt war ein einziges Lob des Handwerks, der Spleens und der Anatomie von Füßen. Er selbst saß im hinteren Teil an der Werkbank, hämmerte auf einem Schaft herum und blickte nur kurz auf. Ivano erzählte später, dass die Eltern in der Nacht wieder lange und laut diskutiert hatten. Er hatte es an den Stimmen durch die Wand hören können. Überhaupt sei die Stimmung zu Hause seit längerem ziemlich angespannt. Die Mutter würde dauernd von einer Rosa reden. Immer diese Rosa. Mehr sagte Ivano nicht über sie.

Ob wir wollten oder nicht, das Virus von Cigoli hatte auch vor uns Kindern nicht haltgemacht. Im Nachhinein würde ich sagen, dass auch wir ganz schön tief in dem steckten, was Ivano salopp den Wahnsinn nannte. Ein Wort, das er von seiner Tante aufgeschnappt hatte, wie er behauptete. Aber wie sollte das weitergehen?

Wenn der Boden unter uns derart mit Wahrheiten kontaminiert war, dass dem Ort nichts anderes übrig blieb, als in den Irrsinn abzudriften, war die Lage unstrittig ernst. Cigoli musste seinen Frieden wiederfinden, das öffentliche Leben wiederhergestellt werden. Bloß wie? Die einzige Instanz, die hier Abhilfe schaffen konnte, war Pfarrer Francesco. Der aber zögerte. Warum sich aufhalsen, was ihm ohnehin bekannt war? Denn gebeichtet wurde seit dem neuen Luftsystem hemmungsloser denn je.

Erst, als der Bürgermeister den Kirchberg hochgehetzt kam und ihn flehend um Hilfe bat, lenkte Francesco gnädig ein. Die knapp 400 Ortsseelen wurden so eines schwülen Sommerabends direkt unter die hölzerne Maria geladen. Das Geraune im Gestühl, die schweißigen Gesichter. Unser Pfarrer hielt eine auf den ersten Blick unauffällige Predigt. Er erzählte etwas von einem Haus, das saniert werden musste, weil es schwere Schäden hatte. Dann von einem, bei dem die tragenden Wände rausgerissen wurden, sodass es in einem Rutsch zusammenfiel. Zu guter Letzt von einem, das Wände hatte, an denen man ruhig eine Weile herumbosseln könne, die Bausubstanz ändere sich dadurch nicht.

Die Leute hüstelten und schabten mit den Füßen. Was wollte der denn? Sie hatten grad andere Probleme. Don Francesco blickte streng auf seine Gemeinde herab. Mit den Geheimnissen, bedeutete er, sei es wie mit der Statik eines Hauses. Es gebe welche, die rausmüssten, sonst stimme am Leben nichts mehr. Andere wiederum könnten gut und gern da bleiben, wohin man sie verpackt habe. Dass sie dort lägen, hätte schon seinen Sinn. Die bleiben, wo sie sind, skandierte er scharf und ließ den Blick über seine Schafe schweifen.

Totale Stille. Gleich darauf das große Ausatmen. Das war, was die Leute hören wollten, was sie jetzt brauchten. Der Mann auf der Kanzel machte eine kleine Pause und fuhr schließlich fort, dass er die Tage bei Antonio in der Autowerkstatt gewesen sei. Der hatte ihm erklären sollen, wie die blöden Lüfter funktionierten. Eine Weile hätten die beiden herumgebosselt und, siehe da, des Rätsels Lösung gefunden.

Die Leute im Kirchenrund starrten ihren Hirten mit aufgerissenen Augen an. Pfarrer Francesco wedelte mit einem der Lüfter über seinem Kopf, der aussah wie ein ausgerenkter Fisch. Er demonstrierte, unter welchem Winkel die Ventilatorenblätter einzustellen seien, damit der Kommunikationsstrudel zum Erliegen käme. Nichts brauche nach außen oder nach innen zu dringen, meinte er spitz. Stattdessen solle sich die Gemeinde lieber um Auftrieb und Atmosphären kümmern. Die allein würden entscheiden, wie es um den Frieden des Ortes bestellt sei. Don Francesco legte seine kurzen, feisten Hände über den Bauch und betete.

Und nun geht nach Hause und bringt eure Angelegenheiten in Ordnung, murmelte er. Amen. – Amen. Die Leute nickten. Das müsste hinhalten, da könnte was dran sein, das würde man gleich mal ausprobieren, versenkten sie in ihr Vaterunser und verließen die Kirche. Nur keine Zeit verlieren, nur raus hier, nach Hause, an die Geräte. Noch am selben Abend war das Virus erledigt, die Tortur vorbei.

## Dagmar Galin – La Rissanderie - Das Bachdörfchen



Foto: Archiv Dagmar Galin

Frankreich, das war für mich anfangs: Das Pariser Künstlerleben. Doch mein Gatte, Tänzer an der Pariser Oper, dann Opernsänger, fuhr mit mir manchmal in eine ganz andere Welt, die seiner Kindheit, seiner Familie: Region Limousin, im Mittelwesten Frankreichs. Niemand dort sprach französisch, sondern alle „occitanisch“. Niemand trug schicke Pariser Kleidung, sondern alle trugen bunte Trachten. Eine andere, wilde Welt, fast mittelalterlich. Als wir später dort beruflich einzogen, änderte sich das schon allmählich. Dennoch, eine andere Welt, die noch ein wenig weiterlebte.

Witwe, in Rente nach Professorenarbeit in der Provinzhauptstadt Limoges, suchte ich ein anderes Leben auf dem einsamen, wilden Land ringsum. Kaufte ein großes altes Haus, deklariert als "monument historique". In einem einsamen Dörfchen namens "La Rissanderie".

Von der Nationalstraße führt dorthin nur ein schmaler sandiger Weg. Kaum ein Dutzend Häuser, alles alte Bauernhöfe, zum Teil schon Ruinen. Nur noch zwei Bauernhäuser mit benutzten Ställen, ein paar Kühen, vielen Schafen. Ringsum kaum bepflanzte Erde, die zu arm ist dafür. Kein Geschäft, nicht mal ein Briefkasten. Keine Kinder, keine Jugendlichen, nur noch ältere Leute; insgesamt sieben Leute.

Ein typisches Dorf einer hier aussterbenden Welt: die der kleinen Bauern.

Wie wurde ich empfangen? Diese Fremde, über deren Einzug die Provinzzeitung einen einseitigen Artikel mit Photos schrieb? Nachbar Barbant, inzwischen längst verstorben, erwartete mich jeden Nachmittag, um mich auszufragen... Nachbar Paul, der alte Bauer nebenan, gestorben im Alter von 101 Jahren, empfing mich jeden Abend, um von den letzten Dorfergebnissen zu schwatzen. Das Nachbarpaar Ginette und Robert, er ein Klempner im Ruhestand, geboren im Nachbardorf, sie, heute 74, geboren im Haus, in dem sie leben, klopfte an die Tür; und sie halfen mir zu reparieren, zu modernisieren. Denn mein Haus hatte nicht mal eine Toilette, dafür diente ein Holzhäuschen im Garten, und zum Heizen brannte Holz in Kaminen.

Ginette und Robert sind treue Freunde, auch heute noch; wir haben zusammen die Provinzzeitung abonniert, sie bitten mich manchmal um eine Kopie, denn, klar, ich bin die einzige im Dorf, die einen Computer besitzt! Nachbarn von ihnen sind ein älteres Paar mit hunderten von Schafen, immer beschäftigt. Sie besitzen ein etwas moderneres Haus nebenan, das sie vermieten. Die Mieter wechseln ständig, niemand hält das hier offenbar lange aus; doch für uns gibt dies einiges zu schwatzen.

Als Nachbar Paul starb, zog Sohn Patrick mit Frau und Kindern ein, letzte sind inzwischen erwachsen und fortgezogen, denn hier gibt es ja keine Arbeit. Patrick hat zwei Kühe und unzählige Schafe, denen ich kostenlos meine riesengroße Weide zur Verfügung stelle, so wird wenigstens mein Gras gemäht! Da ein Bauernhof hier heute keine Familie mehr ernähren kann, arbeitet seine Frau als Sanitätstaxi-Fahrerin, er als Totengräber. Meinen riesengroßen Obst- und Gemüsegarten zu bearbeiten, hilft mir ein alter Mann aus einem Nachbardorf; er pflügt um, mäht, beschneidet die Obstbäume und so weiter.

Fernsehen haben alle hier! So auch ein wenig Kontakt zur großen Welt! Zum Einkaufen fahren wir in ein größeres Nachbardorf. Dort gibt es auch eine Apotheke, eine Post, eine Schule; Obgleich jene ständig bedroht wird durch eventuelle Schließung, zu wenig Kinder ringsum. Zum Glück leben in einem Nachbardorf vor allem Zigeuner, denen es an Kindern nicht mangelt, und die diese zur Schule schicken müssen, sonst bekommen sie kein Kindergeld. Da die beiden Lehrer sie kaum ertrugen, gab ich ihnen zehn Jahre lang Unterricht in einer benachbarten Baracke. So kennen sie uns gut.

Ja, und das große Nachbardorf hat auch eine Kirche.... Doch es fehlt an Pfarrern, denn nur sehr wenige alte Frauen gehen noch in die Kirche.... Das arme Limousin war nie sehr fromm, eher kommunistisch! In der Nachbarstadt Saint Junien gibt es heute noch einen Leninplatz und eine Marxstraße!

Übrigens; Man langweilt sich n i e hier! Ständig gibt es irgendwo ringsum Dorffeste! Nächsten Sonntag etwa ist im Nachbardorf wieder ein großes Fest, alle sind eingeladen. Langes Essen und Trinken, Rede des Bürgermeisters, dann Orchester und Tanz, Tanz bis Mitternacht!

Nun, und die Zukunft der Rissanderie? Das Dorf stirbt aus, wie alle kleinen Dörfer ringsum. Nur noch ein paar alte Leute; Die kleinen Bauernhöfe schließen, einer nach dem anderen, denn sie ernähren die Familien nicht mehr. Machen Platz für die Landwirtschaftsindustrie:

wo zweihundert Kühe dicht nebenan im Riesenstall stehen und keine Weide mehr kennen... Und die jungen Leute ziehen früh in die Großstädte, um dort Arbeit zu finden.

La Rissanderie, Adieu.....

## **Roland Erb – Von Sonntag und Montag**



*Foto: Marga Erb, 2015*

Kaun kann eigentlich nicht klagen. Es ist Montag, das Wetter draußen und drinnen ganz erträglich, weder kalt noch warm, weder feucht noch trocken, die Vögel zwitschern angenehm halblaut hinter dem Haus, sie stören ihn nicht, er sitzt bei offenem Fenster vor dem PC und hat eben sogar Erdbeeren gegessen, ungezuckert und ohne weitere Zutaten, damit er nicht zu dick wird, in den Nachrichten gibt es heute keine neuen Toten im Irak, von Israel und den Palästinensern hört man überhaupt nichts, und Deutschland hat bei der Weltmeisterschaft noch nicht verloren. Jetzt sollte ihm etwas einfallen, damit er es morgen den Freunden auf der Geburtstagsfeier vorlesen kann, da liegt das Problem, denn ihm fällt grundsätzlich nie etwas ein, wenn es ihm einfallen soll, höchstens manchmal unvermittelt, zwischen Tür und Angel.

Als vorhin ein dringender Anruf kam, griff er hastig nach dem Telefon und streifte dabei einen riesigen Bücherstoß, der in dem engen Arbeitsraum umfiel und eine Mappe mit eigenen Prosastücken unter sich begrub. Da hatte er die Hoffnung aufgegeben, in den nächsten Stunden etwas Geeignetes zu finden und sich entschlossen, lieber eine neue Geschichte zu versuchen. Ja, gestern, am Sonntag, als er zurückkam von dem Gestüt in Graditz, lag auf einmal ein dichter Haufen weißer Hagelkörner vor der Haustür, er bückte sich, um ein paar davon mit nach oben zu nehmen und sie Katja zu zeigen, da sackte nach wenigen Sekunden schon alles kläglich in sich zusammen, und der Schneeberg rann ihm aus der Hand. Die Sonne war plötzlich wieder aus den Wolken hervor gegliedert und begann ihn im Nacken zu stechen. Dort in Graditz, ein kurzes Stück Wegs hinter Torgau, wo es ein ehemals königlich-sächsisches Gestüt gab, das jetzt zum Teil verpachtet war, hatte er mit Bekannten aus dem Freundeskreis eines Museums unerwartet die kräftigen Havlinger und Trakehner Zuchttiere im Hengststall besichtigen können, und dann auch Dutzende Stuten mit ihren Fohlen.

Er ging hinter der Familie seines Bekannten her, sie stapften mit ihren Sandalen durch den zähen Schlamm zwischen den hundertjährigen Gebäuden, betraten die geräumigen Ställe der Stuten, schauten in die Boxen und sahen eine Reihe wunderschöner Tiere, wie er sie allenfalls aus Naturfilmen im Fernsehen kannte, die gewandt und zugleich geduldig in ihrem Heu standen und sich nicht im geringsten darum kümmerten, dass sie immer wieder an den Nüstern, die den Händen der Besucher durch schmale Öffnungen in den Türen zugänglich waren, getätschelt und gestreichelt wurden. Die meisten Stuten hatten zu dieser Stunde ihre Fohlen bei sich, einige der Jungtiere saugten an den Zitzen. Kauns Bekannter schlurfte jetzt nahezu apathisch, mit hängenden Schultern, an den edlen Zuchtexemplaren vorüber und würdigte sie keines Blickes, nur ab und zu musste er stehenbleiben, weil seine vierjährige Tochter, die er auf dem Arm trug, das eine oder andere Tier zu streicheln wünschte, dann gab er ein paar knurrige Worte von sich.

Auf der gemeinsamen Heimfahrt mit diesem Freund konnte Kaun wieder einmal hören, dass fast alles schlecht und verkommen sei in seiner Heimatstadt, und dass kaum noch Hoffnung bestehe, dass sich etwas zum Besseren wende angesichts der Arbeitslosigkeit und der Knappheit an finanziellen Ressourcen, doch mochte er selbst es nicht glauben in all dieser unerbittlichen Schärfe und vergaß es bald wieder. Er dachte nämlich die ganze Zeit im Auto darüber nach, weshalb sein Bekannter gar keinen interessierten Blick an diese Tiere verschwendet hatte, die augenblicklich zwar nur in den Boxen standen, weder auf der Koppel noch in der freien Natur, im Wald zwischen Elbe und Heidelandschaft, und nur leichteste Bewegungen vollführten, während sie sich von der stundenlangen Bewegung im Freien erholten. Der Freund hatte die Ställe als erster

verlassen und schien draußen nur darauf zu warten, dass man sich endlich für diesmal trennte und dass mit den Bussen und PKW möglichst rasch von dem Gestüt abgefahren wurde. Auch das Torgauer Schloss, das sich wenige Kilometer weiter überraschend jenseits der neuen Elbbrücke mit gewitterscharfen Konturen unter schwärzesten Wolkenmassen abzeichnete, Gebäude, Mauern und Türme bizarr und befremdend ineinander verschachtelt, dennoch bestürzend schön, entlockte ihm keine Bemerkung, während der Anblick das Herz von Kaun höher schlagen ließ und ihm das Blut schneller durch die Adern trieb, obwohl ihn eigentlich nichts mit dieser halb entvölkerten alten Renaissance-Stadt oder dem staatlich-sächsischen Gestüt von vorhin verband.

Er wunderte sich, wie es so weit gekommen war, dass sein jüngerer Freund an all dem vorüberging und fuhr, ohne dass diese Schönheit, die keinem gehörte und die man nicht kaufen konnte, die man dagegen leicht immer weiter zerstören konnte, wenn man nicht Acht gab, ihn anrührte und ihm vor Überraschung und Freude den Atem stocken ließ.

Kaun war später die Treppe zu seiner Wohnung hinaufgegangen, er dachte noch nach über die kläglich zerronnenen Hagelkörner vor dem Haus und schloss mechanisch die Tür auf, da sah er im Korridor Katja in ihrem wollenen grauen Kleid vor sich stehen, von dem sie sich niemals trennen wollte, weil sie es selbst genäht hatte und ein vor kurzem zerbrochener Spiegel es für gut befunden hatte. Das schwarze, matt glänzende, frisch gewaschene Haar floss Katja ein gutes Stück geringelt über den Rücken, eine schmale silberne Kette blinkte an ihrem Hals, und nebenan in der Küche dampfte ein Bügeleisen wartend auf einem Brett.

## *Stefanie Golisch – Über den gelingenden Tag*

*Das Leben ist schrecklich. Ich habe begonnen, es schön zu finden.*

Bohumil Hrabal

Als ich ein Kind war, träumte ich, wie Kinder davon träumen unbesiegbar zu sein. Alles war Zukunft, *meine Zukunft*, eine andere gab es nicht, neben, über, unter ihr. Ich würde leben. Für mich allein war die Welt erfunden und eingerichtet. Was war angesichts meiner unerschütterlichen Zuversicht schon der Augenblick, der heutige Tag? Eine Winzigkeit, kaum der Rede wert, Glied in einer langen Kette von Wundern, die von den Tagen wie in schweren Beuteln immer weitergetragen wurden.

Ich machte mich bereit.

Und sah mir nicht dabei zu.

Und wusste es nicht, dass ich lebte.

Und lebte.

Jede Kindheit ist Mythos und Märchen.

Jedes Kind *weiß*, worauf sich Dichter und Philosophen seit Menschengedenken ihre Reime schmieden. Es interessiert sich aber nicht für die Höllenfahrten und Höhenflüge zu den letzten Dingen und wirft sie in dunkle Ecken zu den staubigen Zeugen abgelebter Wirklichkeiten: Gesichtern von Menschenaffen aus buntem Plastik, Bleistiftstummeln, Schlüsseln zu Türen, die sich nicht mehr öffnen werden.

Das ist die Vergangenheit, sich selbst schon ganz unverständlich; das Kind ist aber die Fülle aller möglichen Lebensentwürfe.

Seine Tage vergehen, als seien sie nicht alle schon einmal geworden, gewesen und geendet. Nichts weiß das Kind von ihrer majestätischen Gleichgültigkeit gegen alles individuelle Geschick und lebt, als sei es tatsächlich unverwechselbar.

In seiner Welt sind die Dinge neu und heil.

*Es ist neu und heil und schicksalslos.*

Weil es sich um das Heute nicht schert, gehört ihm die Wirklichkeit ganz und gar.



Foto: Archiv Stefanie Golisch

Wenn Kindern nicht früh Schreckliches widerfährt, fallen sie abends in den Schlaf wie neugeborene Katzen: in die Unterwelt, in denen die Menschheit seit je ihr Garn spinnt und die Fäden zu immer neuen Mustern verknüpft.

Denn sie sollen eine Ahnung von ihrem Ursprung bekommen.  
Ihrem Potential *und* ihren Grenzen. Sie sollen sich – jedes auf seine Weise – in das Schicksal ihres Geschlechts verflechten.

Am Morgen haben sie ihr Nachtwissen aber schon wieder vergessen.

So ist es eingerichtet, damit alles immer wieder zum ersten Mal geschehen kann.

Wir sollen es glauben, dass Schmetterlinge lachen können, sollen *dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben*, wie Novalis es in seinem Traum vom romantischen Menschsein formuliert.

Zugleich sollen wir daran zweifeln und sogar *verzweifeln*.

Das Leben ist eigentlich nicht besonders kompliziert, solange man nicht versucht, sich zu ihm in ein einmaliges, unverwechselbares Verhältnis zu setzen. Solange man nicht auf dem *eigenen* Leben besteht, seine Freuden und Kränkungen nicht persönlich nimmt und abzusehen vermag von seinem aufgeblasenen Ich im Karpfenteich.

Doch wem gelingt das schon?

Zwischen mir und mir erstreckt sich mein Leib, der seine Bedürfnisse unmissverständlich artikuliert, und den ich deshalb unmöglich ignorieren kann.

So erfahre ich Leben zuerst: als Bewohner eines atmenden, pulsierenden, blutenden Körpers, den ich mir keineswegs ausgesucht habe.

Ihn trage ich durch die Welt. Oder – umgekehrt – er trägt mich.

Gemeinsam formen wir ein sichtbares *Ich*.

Man gibt uns einen Namen, und wie ein Hund lernen wir, auf ihn zu hören.

*Werde der du bist*, lautet der Imperativ.

Unsere Aufgabe – einsamer Selbstzweck: unerbittlicher Kampf gegen eine uralte Traurigkeit.

Für die meisten Menschen bedeutet leben aber nur, die Maschine ihres Körpers, so gut es geht, zu bedienen.

Der Körper muss im Leben gehalten werden: sonst ist das Ich verloren.

Das ist die *conditio sine qua non*.

Die anderen Fragen kommen später oder niemals – es geht schließlich auch ohne sie – und es lebt sich trotzdem, und wer wollte sich schon anmaßen, seinem Nächsten zu erklären, wie er zu leben habe?

Den Anfang und das Ende des Tages markiert der Leib: seine Mittel und Maßnahmen gegen die eigene Sterblichkeit, seine unausweichliche Niederlage.

*Mein* Leben ist endlich.

*Das* Leben unendlich.

In dieser für den Menschen emotional kaum nachvollziehbaren Konstellation von Wissen und Ohnmacht spielen sich seine Tage als eine Abfolge von Prävention, Sublimation und zaghaftem Aufbegehren dahin.

Um nicht wissen zu müssen, was er aber weiß, erfindet er sich Spiele und Götter.

Oder Götter und Spiele.

So genau weiß man um die Präferenzen unserer kleinen, stämmigen, hässlichen und am gesamten Körper dicht behaarten Vorfahren nicht Bescheid, und vielleicht ist das auch gar nicht so wichtig. Vielleicht geschah – genauso wie in unseren eigenen Innenräumen – immer alles gleichzeitig: ein niemals zu stillender, diffuser Hunger bald nach Sinn, bald nach Vergnügen, bald nach Vergessen.

So wäre das Geschlecht der Unverbesserlichen vielleicht in ein Bild zu fassen: hoch zu Ross, dabei bunte Schellenkappen auf den verlausten Häuptern balancierend, die zahnlosen Münder zu einem Grinsen verzogen.

Wer einmal begonnen hat, Fragen zu stellen, der gibt sich nicht eher zufrieden, bis er auch Antworten gefunden hat. Etwa *Gottes Gedanken vor der Schöpfung*, wie Hegel selbstbewusst in der Vorrede zu seiner *Logik* verkündet.

In der vollkommen ausgeleuchteten Welt ist der Mensch aber doch nur wieder so eine kleine Nacktschnecke am Weg. Unbestreitbar ist der gestirnte Himmel über ihm. Doch wohin nur mag sich das moralische Gesetz in seinen Därmen verflüchtigt haben?

Man kann ihm auch eine Nummer geben und sie ihm mit Farbe für immer ins Fleisch ritzen, *damit ich dich besser fressen kann*.

*Little boy* nannten die Amerikaner die erste Atombombe über Hiroshima und freuten sich über das Feuerwerk zu ihren Füßen wie Kinder.

Heute identifizieren wir uns fast widerstandslos mit unseren Benutzernamen, Passwörter und Kenncodes.

Diejenigen, die durch Wälder laufen und Bäume umarmen, heißen Esoteriker und sind auch irgendwie lächerlich.

Und dann sind da noch jene, die im harten Kampf zwischen Bedeutung und Bedeutungslosigkeit die Waffen gestreckt haben und der Welt irgendwie abhandengekommen sind.

In der Berliner U-Bahn kann man diese Verlorenen beobachten.

Zwischen Wittenbergplatz und Dahlem Dorf reisen im Sommer 2017 zwei Männer mit langen Haaren und fernen Blicken durch ihre Welt. Einer ist halbnackt und so schmutzig, dass es mir unwillkürlich graut und ich inständig hoffe, er möge sich nicht ausgerechnet neben mich setzen, der andere, angetan mit einem schneeweißen Papieroverall, schneeweißen Schuhen, dabei einen mit allerlei goldenen Sonderbarkeiten gefüllten Einkaufswagen vor sich herschiebend.

So sauber, so strahlend wie man Kindern von Engeln erzählt.

Kein Mensch auf der Welt ist aber auf einen einzigen Nenner, eine Nummer zu bringen. Vielleicht ist der Engel in Wahrheit gar kein Engel, und der Schmutzigste und Verworfenste von allen ist inwendig rein wie fallender Schnee.

*Wir sind*, in einem ohrenbetäubenden Lärm von innen und außen, schwankende, unzuverlässige Wesen, die ihr Nichtwissen notdürftig unter Attitüden verhüllen.

Und fürchten uns so vor dem Schweigen.

Der Leere.

Der Abwesenheit von Geräuschen und Stimmen.

Dem Augenblick, in dem plötzlich alles still wird.

Kein Mensch hält es in seiner *allereigensten Enge* länger als einen Wimpernschlag aus.

Sind Hunger und Durst einmal gestillt, müssen Zeitvertreibe her.

Ballspiele etwa, wie sie das wohlhabende Bürgertum und der Landadel im England des 19. Jahrhunderts sie sich aus Langeweile und Überdruß erfand. Falsche Ruinen und langbärtige Eremiten zur Ausschmückung raffinierter Landschaftsparks.

Alles ist recht – jedes noch so elende Jahrmarktsgetümmel – um den Menschen von der Last seiner selbst zu befreien, und noch die in den 1970er Jahren in den westlichen Industriegesellschaften in Mode gekommene *Selbstverwirklichung* ist in Wahrheit nicht anderes als ein Konsumartikel, zu dem die Anleitung gleich mitgeliefert wird – und die entsprechende Ausstattung: *das eigene Leben*, die – je nach Geldbeutel – exquisite oder billige Ausstaffierung einer beängstigenden Leere.

Der Angst davor, niemand zu sein, nichts zu gelten und keine noch so dünne Spur zu hinterlassen.

So nahe sollen wir uns kommen.

Bis es unerträglich wird. Und wir schreiend davonlaufen.

Nimm dir vom Leben die kleinen Freuden, aber wage es nicht, ihm sein Geheimnis zu entreißen.

Die Wahrheit ist, dass wir uns keineswegs auf dem Wege zu uns selbst befinden, sondern, im Gegenteil, alles unternehmen, um uns von der Last unseres elenden *Selbst* zu befreien.

In Wellness Tempeln, Spaßbädern und Fitnessstudios.

In Kinos, Theatern und Museen.

So groß ist der Unterschied im Grunde genommen gar nicht, zwischen den Vergnügungen der *Einen* und der *Anderen*.

Hauptsache, wir begegnen uns nicht selbst.

Novembermorgen, unausgeschlafen, ungewaschen.

Keine Hoffnung auf ein noch so kleines Wunder.

Und dennoch nicht verzagen.

*Heute ist Dein Widerspruch* – so schrieb ich es vor vielen Jahren einmal in einem Kindergedicht für meine Tochter.

Wohin aber mit den Träumern?

Mit denen, die nirgendwo zu Hause sind. Die quer zu ihrer Zeit und zu allen Zeiten stehen. Die einfach nicht aus ihrer Haut können und verwundert denjenigen zuschauen, denen leben so leicht gelingt als schlügen sie Purzelbäume.

Wer sich auf der sicheren Seite wähnt, weil sich sein Begehren selbstverständlich in die Grenzen des Schicklichen fügt, der hat leicht reden, der muss sich vor nichts und niemandem rechtfertigen.

Fürchten muss sich nur derjenige, der jeden Tag aufs Neue allein gegen fünf andere steht, die ihn einfach nicht mitspielen lassen.

Da mag er rätseln so lange er will, den Grund dafür wird er niemals herausfinden. Und nicht einmal seine fünf eingeborenen Feinde können es eigentlich in Worte fassen, weshalb er unter keinen Umständen jemals zu ihnen gehören wird.

Wie im Märchen liegen die Dinge nun einmal genauso, wie sie eben liegen: der eine springt am Ende lachend davon, während der andere, ein um das andere Mal, der Länge nach hinschlägt.

An dieses Muster wird er sich gewöhnen müssen. Und wird sich bald nichts sehnlicher wünschen, als immer wieder der Länge nach hinzuschlagen.

Das ist *sein* Leben, ureigenstes Geschick.

Am Ende wird er es sein, der die anderen fortschickt.

Er will gar nicht mehr mit ihnen spielen.

So wenig haben wir einander im Grunde zu sagen, dass wir noch heute, in diesem Augenblick, damit beginnen sollten, einander Fragen zu stellen.

Egal welche.

*Wo warst du?*

*Unterwegs.*

*Wirst du dort bleiben?*

*Vielleicht.*

Vielleicht.

Es ist eine große Unsicherheit in und um uns herum: ein hartnäckiges Nicht-Wissen um die inneren Zusammenhänge, das man aber genauso gut als den vollendeten Ausdruck von Freiheit beschreiben könnte. Dem anderen Gesicht der Freiheit, von dem man nur selten liest.

Diese Freiheit ist kein bunter Ballon, sondern eine Aufgabe, vor der man fortlaufen möchte, wie Jona vor seinem Prophetentum.

Inzwischen tanzt man seine kleinen Schritte, so gut man es vermag.

Die Kraft und der Mut und die Phantasie müssen schließlich nicht ewig reichen.

Nur bis heute Abend.

Bis es dunkel wird und Zeit, schlafen zu gehen.

*Wirf deine Angst / in die Luft/ Bald ist deine Zeit um/ bald/ wächst der Himmel/ unter dem Gras/ fallen deine Träume ins Nirgends, heißt es in Rose Ausländers Gedicht Noch bist du da.*

Also: *sei, was du bist* und *gib, was du hast*.

Egal was, egal wieviel, egal wem.

Sei großzügig mit deinen armen Dingen und verschenke sie ohne darüber nachzudenken.

Sei ohne Rückhalt.

So verstehe ich dieses Gedicht einer Frau, die wusste, was das bedeutet: *um sein Leben schreiben*.

Jegliches hat seine Zeit.

Pläne machen hat seine Zeit und Pläne verwerfen hat seine Zeit.

Zwischen dem einen und dem anderen hat das Wünschen noch niemals geholfen, doch was wäre eine einzige Stunde Wirklichkeit ohne diesen Leichtsinn. Den ewigen *utopischen Überschuss*, so hat es, glaube ich, einmal Ernst Bloch formuliert.

Vielleicht wird man zu Stein verwandelt, vielleicht in einen großen goldenen Vogel.

Nimm die Dinge wie sie kommen, und ziehe sie dir auf den Leib und siehe, dein Nesselkleid passt dir wie angegossen!

Und auch, wenn dich manchmal der Mut zu verlassen droht, vergiss nicht, es könnte kein anderer sein als dieser glühende Lumpen allein.

Also klage den Göttern nicht dein Geschick.

Sie werden dich auf keinen Fall erhören, und du wirst stattdessen ihr Gelächter über dich ergehen lassen müssen.

Nichts wird dir einfallen, dass du zu deiner Verteidigung vorbringen könntest.

Und sie werden immer lauter lachen.

Dort hängt ein Bild.

Henri Matisse's *Ikarus*.

Er schnitt ihn mit gichtigen Fingern aus blauem Papier, den überheblichen Menschen im freien Fall. Da fliegt er nun mit blutendem Herzen inmitten leuchtender Sterne zur Erde.

Und denkt nicht im Traum daran, sich zu ergeben.

Könnte er noch einmal beginnen, er würde sich sogleich an die Fabrikation eines neuen, haltbareren Federkleides begeben.

Ikarus will leben, will die Grenze überschreiten zwischen Mensch und Vogel, ja für ihn gibt es diese Grenze überhaupt nicht.

So wird noch der tiefste Fall zum Triumph.

Matisse *ist* Ikarus.

Der Maler, der den Pinsel nicht mehr halten kann.

Und immer immer weiter malt.

Kann man sagen: Nur wer bereit ist, die Grenze zum schlechthin Unmöglichen überschreiten, ist wirklich frei?

Oder liegt es in der Natur der Freiheit, dass sie sich nur von Fall zu Fall verwirklicht, und man kann sie eigentlich niemals besitzen, sondern immer nur wieder aufs Spiel setzen?

*Leben willst du? Kannst du das denn?*, fragt Seneca.

Ich weiß es nicht.

Ich lebe und sehe dem Leben dabei zu, wie es sich, bald *sinnvoll*, bald *sinnlos* an mir verwirklicht und nach Feierabend auf meine Kosten vergnügt.

Auf die Frage nach dem guten Leben gibt es keine Antwort, die für jeden Menschen gültig wäre.

*Ich* bin die Summe meiner Irrtümer und Rückschläge.

Jeder einzelne von ihnen – darauf bestehe ich! – steht mir zu.

Auf keinen möchte ich verzichten: *It was a hard earned heaven, the self making*, heißt es dazu unübertroffen lapidar in einem Gedicht der amerikanischen Lyrikerin Adrienne Su.

So könnte eine Antwort lauten.

Eine andere: Meine Angst vor dem Scheitern hatte mich fest im Griff und keiner hat es gemerkt.

Oder: Ich blieb immer nur eine kurze Liebe lang. Jetzt bin ich allein. Und es war und ist doch *mein* Leben und hat es also verdient, dass ich *Danke* sage, bevor seine Umrise verschwimmen, seine Spuren leichter werden und kaum noch lesbar von denen, die mir nachfolgen werden.

Am Ende eines langen Tages, an dem, wie an jedem Tag, zugleich *alles* geschah, wird es noch immer Abend.

Und wenn man es wirklich einmal Abend werden lässt und das Licht nicht einschaltet und alles, was uns in jeder Sekunde mit der ganzen Welt verbindet, ausschaltet und die Augen fest schließt, dann kann es sein, dass

aus unserem Inneren Bilder zu uns kommen. Nicht um uns zu gefallen oder uns zu belehren, sondern weil sie zu uns gehören, wie unsere Hände und Füße.

Und plötzlich ist alles möglich und wirklich und gnadenlos.

## Gabriel Berger – Die Stasi wollte mich nicht

(Erstes Kapitel des noch unveröffentlichten Buches *Mein Privatkrieg gegen die DDR*)

Erinnere ich mich an die Siebzigerjahre, fallen mir gleich einige Bekannte und Freunde ein, die mir damals vertrauensvoll mitteilten, die Stasi habe sie zur Mitarbeit bewegen wollen. Immer lockte sie mit handfesten materiellen Vorteilen, so auch im Fall meines Dresdner Freundes F., den ein Stasi-Funktionär mitleidig fragte, wie lange er noch in einem so winzigen Zimmer hausen wolle.

Ich stelle mir die bange Frage: Hätte ich den Verlockungen von Karriere, Auto, Wohnung in der DDR widerstanden, wenn sie an jene kleine „Dienstleistung“ für den Staat gekoppelt gewesen wären? Ein paar handgeschriebene Seiten vierzehntägig oder monatlich für bescheidenen Wohlstand? Das war man doch sich selbst und der Familie schuldig, oder? Man konnte doch nicht ewig wie ein Hund leben. Doch während ich mir diese Fragen stelle, die ein gewisses Verständnis für die Versuchungen signalisieren, denen von der Stasi avisierte IMs in spe erlegen waren, grabe ich in meiner eigenen DDR-Vergangenheit und stelle zu meiner höchsten Verwunderung fest, dass ich niemals Ziel einer solchen Attacke seitens der Staatssicherheit gewesen bin. Bravo, würde ein Uneingeweihter rufen, um mir damit seine Hochachtung für meine moralische Standhaftigkeit zu erweisen.

Doch so einfach ist das nicht. Weil nämlich meine moralische Festigkeit niemals auf dem Prüfstand gestanden hat, nie hat die Stasi versucht, mich zu kaufen. Ich grabe in meiner Vergangenheit und stelle besorgt fest: **Die Stasi wollte mich nicht!** Schamröte steigt in mein Gesicht. Ich fühle mich durch diese negative Auswahl ausgegrenzt, stigmatisiert, als Versager. Was war es denn, was mich für die Stasi so uninteressant gemacht hatte? Was war an mir anders? Worin war ich schlechter und worin vielleicht besser als die anderen? Diese Fragen beschäftigen mich im Rückblick, ganz ohne Hochmut und Stolz. Ich versuche, durch Selbstanalyse diesem Phänomen auf die Spur zu kommen, um vielleicht den Archetypus eines Menschen zu finden, der für die Kollaboration mit einem Diktatorsystem unbrauchbar ist.



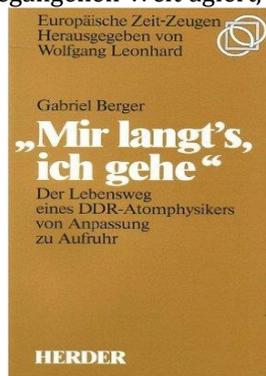
1974  
(Aufnahmejahr)

Aber ist es wirklich eine Selbstanalyse, die zu betreiben ich gedenke, wenn ich mich auf die inzwischen über vierzig Jahre zurückliegenden Ereignisse besinne? Ich blättere in meinen Stasi-Akten. Das Passfoto mit dem sehr jungen Gesicht <sup>[1]</sup> belegt, dass sie tatsächlich mir gegolten haben. Die Ähnlichkeit des Bildes ist unverkennbar, die Personalien, wie der Lebenslauf, beschreiben meine Person. Doch obwohl es eine zeitliche und vor allem körperliche Kontinuität gibt, die das „Ich“ prägt, tritt mir jenes Ich aus der Vergangenheit als eine fremde Person entgegen, die umso fremder ist, als sie in einer längst untergegangenen Welt agiert, gekämpft, geliebt, gelitten hat. Wie würde ich mich heute unter ähnlichen Umständen verhalten? Vermutlich nicht wie damals.

Viele ehemals Verfolgte wurden vor der Akteneinsicht von der Furcht geplagt, die Schrecken der Vergangenheit noch einmal durchleben zu müssen, wenn auch nur in der wachgerüttelten Erinnerung. Nach dem Lesen ihrer Akten litten sie unter dem Zusammenbruch von Freundschaften, Ehen und Familien, sann nach Vergeltung. Für mich stellte sich die Lage ganz anders dar. Als ich 1993 die ersten über mich gesammelten Stasi-Akten zu Gesicht bekam, hatte ich mit der Vergangenheit meines Lebens in der DDR, das inzwischen mehr als fünfzehn Jahre zurücklag, längst abge-



Gabriel Berger mit seiner Frau Sirkka  
Foto: Archiv Gabriel Berger



schlossen. Mein autobiografisches Buch „Mir langt’s, ich gehe“ [2], das 1988, ein Jahr vor dem Fall der Mauer, erschienen ist, war eine Abrechnung mit dem dort herrschenden Diktatorsystem, das ich 1977 nach einjähriger Haftstrafe verlassen hatte.

Mit meiner Übersiedlung von West-Berlin nach Bonn im Jahre 1985 war ich abermals vor der Mauer geflohen, die auch im Westen der geteilten Stadt meinen Blick verengt und mein Bewusstsein beherrscht hatte. Ich suchte die Nähe zum Westen Europas, zum Kern der modernen Zivilisation. Ob ich ihn letztlich gefunden habe, ist ein anderes Thema. Der zeitliche, wie der geografische Abstand vom Osten Deutschlands und Europas reduzierten, jedenfalls in meiner Wahrnehmung, deren Bedeutung, entemotionalisierten mein gestörtes Verhältnis zur eigenen Vergangenheit hinter der Mauer, womit ich in die Lage versetzt wurde, sachlich über jene Zeit zu reflektieren und zu schreiben. Im Nachwende-Jargon würde ich von der Wessiwerdung des Ossi sprechen. Nach dieser Metamorphose konnten die Dresdner Stasi-Akten kaum noch eine tiefe emotionale Wirkung auf mich erzielen und mich schon gar nicht in eine Depression reißen. Sie erregten in mir lediglich jene natürliche Neugier, die eine Reise in die eigene Vergangenheit auslöst und lieferten mir insbesondere die Möglichkeit, die Genauigkeit der in meinem Buch niedergeschriebenen Erinnerungen zu überprüfen, sie als der Wahrheit getreu oder als subjektive Verzerrungen der vergangenen Wirklichkeit zu verifizieren. Mein tieferes Interesse galt dagegen den Bespitzelungen, die mir ohne Zweifel auch in der Bundesrepublik gegolten haben, denn auch dort hatte ich meine „staatsfeindlichen Aktivitäten“ gegen die DDR nicht eingestellt. Wer hat sich im demokratischen Westen und aus welchen Motiven als der sprichwörtliche Judas profiliert? Diese Frage zu beantworten war für mich weit spannender als die Entlarvung mieser kleiner DDR-Spitzel. Ich witterte den Stoff für einen Politthriller.

Entsprechend groß war meine Enttäuschung, als ich 1993 in der Dresdner Gauck-Behörde zwei Aktenordner zu lesen bekam, die sich ausschließlich meiner Vergangenheit in Dresden widmeten. Das kann wohl nicht alles gewesen sein. Und in der Tat gelang es mir drei Jahre später drei weitere Aktenordner aus Berlin einzusehen, die dieses Mal mein Leben und Treiben in West-Berlin zum Hauptgegenstand hatten. Was mir allerdings zu denken gab, war das Ende der Stasi-Recherchen im Jahre 1985, in dem Jahr, in welchem ich meinen Wohnsitz von West-Berlin nach Bonn verlegt hatte. Reichte der lange Arm der Stasi nicht bis dorthin? Das konnte wohl nicht sein, denn ich fand in den Akten einen Beleg dafür, dass ich selbst im fernen Wien intensiv beobachtet wurde. Oder verwandelte ich mich als ein frischgebackener Westdeutscher, von Alltagsproblemen absorbiert, für die Staatsmacht der DDR endgültig von einem gefährlichen und unberechenbaren Wolf in ein Schoßhündchen? Dieser Verdacht nagte an meinem Selbstbild. Vielleicht werden noch weitere Akten über mich auftauchen, tröstete ich mich, wenn sie allerdings nach dem Fall der Mauer nicht vom Reißwolf aufgefressen wurden. Die Situation wurde nicht viel besser, als ich nach und nach in Berlin weitere fünf Ordner und diverse Auszüge aus anderen Stasi-Beobachtungen zu lesen bekam, die mich als einen gefährlichen Staatsfeind der DDR und der mit ihr befreundeten Volksrepublik Polen auswiesen. Sie endeten immer im Jahr 1985.

Doch im August 2017 war es so weit. „Vom Bundesbeauftragten für Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik“ erhielt ich Kopien weiterer mir geltender Stasi-Akten aus den Jahren 1986 bis zum Untergang der DDR im Jahre 1989. Es sind teils minutiöse Beobachtungsprotokolle, angefertigt anlässlich meiner Besuche in Ostberlin, teils Berichte über meine von der Stasi als staatsfeindlich eingestufte politische Aktivität in West-Berlin und in Westdeutschland. Der riesige Beobachtungsaufwand, der meiner Person und zig Tausenden Dissidenten und verdächtigen Personen innerhalb und außerhalb der DDR gegolten hat, hat sich schließlich nicht gelohnt. Er konnte den Zusammenbruch der DDR nicht verhindern. Bedenkt man, wie viele Spitzel die Stasi in Ost und West permanent und meist nicht kostenlos beschäftigt hat, kann man darin einen der Gründe für den Untergang der DDR vermuten.

### **Warum wollte die Stasi mich nicht?**

(Letztes Kapitel des noch unveröffentlichten Buches *Mein Privatkrieg gegen die DDR*)

Zum Abschluss dieser auf Akten der Staatssicherheit basierenden Erinnerungen kehre ich zu der am Anfang gestellten Frage zurück: Warum hat die Stasi nie ein Interesse an meiner Mitarbeit bekundet? Ich kenne nicht die Kriterien, die für die Anwerbung inoffizieller Mitarbeiter gegolten haben. Vermutlich war die Stasi in diesem Punkt sehr flexibel.

Auch ich hätte mich in jungen Jahren womöglich zur Mitarbeit mit der Stasi überreden lassen und mich dabei als ein großer Held gefühlt. Dazu prädestinierten mich: die kommunistische Erziehung im Elternhaus sowie der gleichsam religiöse Glaube an die Güte kommunistischer Ideen und an die Unvermeidbarkeit ihres weltweiten Sieges. Daraus folgte das erhabene Gefühl, inmitten rückständiger und beschränkter Massen einer fortschrittlichen geistigen Elite anzugehören, ein Gefühl, das potenziell geeignet war, eine pauschale Rechtfertigung für alle Schritte zu liefern, die der schönen neuen Welt des Kommunismus rasch zum Durchbruch

verhelfen könnten. Und dazu zählte auch die Beobachtung potenzieller Gegner dieser höchst menschenfreundlichen, egalitären, konfliktfreien Zukunft. Nicht wenige Kommunisten leisteten deshalb aus voller Überzeugung Spitzeldienste für die Staatssicherheit. Wir wissen heute, dass diese „edle“, auf Verbesserung der Menschheit abzielende Geisteshaltung der Welt die Guillotine der französischen und die KZs der bolschewistischen Revolution, den Gulag, die chinesische Kulturrevolution und die Roten Khmer in Kambodscha beschert hat, sowie - als Nebenprodukt am Rande - die Berliner Mauer.

Als Vierzehnjähriger war ich in der Schule für „Agitation und Propaganda“ verantwortlich. Mit siebzehn verteidigte ich 1961 vehement den Bau der Berliner Mauer vor „Verleumdungen der Reaktionäre“, auch in meiner Schulklasse. Das machte mich unter den Mitschülern nicht gerade beliebt. Doch bereits mit achtzehn zögerte ich den Beitritt zur SED hinaus, mäkelt an ihrer undemokratischen Struktur und an den allgegenwärtigen Verboten in der DDR herum, besonders im Kulturbereich. Als Physikstudent an der TU Dresden unternahm ich 1966 den ersten und letzten Versuch, der SED beizutreten, allerdings unter dem ketzerischen Motto der Eurokommunisten „Einheit in der Verschiedenheit“. Das passte den Genossen nicht, die auf der ideellen Uniformität ihrer Partei beharrten. Also blieb ich draußen. Von da zur Befürwortung des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ in der CSSR und zur endgültigen Abwendung vom „real existierenden Sozialismus“ war der Weg vorgezeichnet.

Die DDR, in die ich 1957 im Alter von dreizehn Jahren gekommen war, ist weder meine geistige noch emotionale Heimat geworden. So war mein Schritt, sie unter Protest gegen die „Entstellung“ der Marxschen Idee des Sozialismus zu verlassen, nur folgerichtig.

Dass ich als Zweifler und Kritiker nicht der SED beigetreten war, kann man wohl verstehen. Die SED-Mitgliedschaft war aber nicht das Kriterium für die Anwerbung zur Zusammenarbeit mit der Stasi. Und ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, dass viele IMs im Grunde ihres Herzens die diktatorischen Verhältnisse in der DDR ablehnten und vielleicht sogar ihren Sturz herbeisehnten, dass sie folglich keine Überzeugungstäter waren. Doch auch die innere Überzeugung war nicht das ausschlaggebende Kriterium für die Anwerbung und den operativen Einsatz eines IMs, ebensowenig wie für die Mitgliedschaft in der SED. Natürlich musste ein SED-Mitglied nach außen die „richtige“ Meinung vertreten. Ein IM dagegen durfte sogar mit dem Bespitzelten ganz offen einer Meinung sein. Wesentlich für seine Brauchbarkeit für die Staatssicherheit war seine bedingungslose Unterwerfung, das Verbannen eigener ideeller Träume in das Reich pubertärer Fantasie und weltfremder Donquichotterie, die „Einsicht in die Notwendigkeit“. Die gleiche Voraussetzung, nur ohne die unmittelbare Verpflichtung, andere zu bespitzeln und zu denunzieren, galt auch für die Mitgliedschaft in der SED.

Das tausendjährige Reich hat nur dreizehn Jahre gedauert. Hätten die DDR-Bürger geahnt, dass die kommunistische Ewigkeit in Ostdeutschland nur zwei Generationen überdauert, dann wären sie vermutlich lange vor 1989 mehrheitlich mutig gegen das Regime aufgetreten. Und so hätte die SED (mit ihren 2,3 Mio. Mitgliedern) einen akuten Mangel an Mitgliedern und die Stasi (mit ca. 300.000 Mitarbeitern) einen Mangel an Mitarbeitern zu beklagen gehabt. So war es aber nicht, weil sich die Mehrheit der DDR-Bürger auf ein Leben hinter der Mauer zumindest bis zur Rente eingerichtet hatte. Dass es einen Kläger gegen die durch Spitzeldienste erkaufte Annehmlichkeiten geben würde, war somit bis zum Lebensende nicht zu befürchten. Es konnte unter diesen Bedingungen jeder nur sein eigener Richter sein. Vielen fehlte es an Konsequenz und moralischer Rigorosität.

Konsequent zu sein hieß ein Entgegenkommen mit dem Regime abzulehnen. Das bedeutete aber, unter den Bedingungen der DDR, den Verzicht auf eine berufliche Karriere oder ihr Ende, das Inkaufnehmen eines reduzierten Lebensstandards und im Extremfall ein Leben auf unterstem materiellem Niveau. Nur wenige waren dazu bereit und in der Lage. Sie galten der Mehrheit als Spinner, als ewige Studenten, als Menschen die es aufgrund frühkindlicher Probleme ablehnten, erwachsen zu werden. In meiner Dresdner Umgebung gab es einen Menschen, der diese Rolle virtuos gespielt hat. Das war der Kabarettist Matz Griebel, von Beruf Landwirt, der als politischer Querulant vom Kabarett „Herkuleskeule“ verbannt, seine Bühnenrolle im täglichen Leben weiterspielte und seinen kargen Lebensunterhalt als Lagerist bei „Eisen-Richter“ bestritt. Die Rolle des Clowns war mir aber nicht auf den Leib geschneidert. Dazu war mein Vater, der mich wesentlich geprägt hatte, politisch zu radikal, zu unduldsam, ein Eiferer der Sache des Kommunismus. Genau diese Eigenschaften hatte ich verinnerlicht und, so widersinnig es erscheinen mag, sie machten mich für eine Kollaboration mit dem kommunistischen System unbrauchbar. Denn die wichtigste Eigenschaft, die einen Menschen im realen Sozialismus zu einem Rädchen des Systems machte, war nicht seine persönliche Überzeugung, sondern seine bedingungslose Unterwerfung unter die Befehle der SED. Das Prinzip des „demokratischen Zentralismus“ im politischen und wirtschaftlichen Bereich, in Parteien und Massenorganisationen, beinhaltete eine militärische Kommandostruktur mit totaler Unterordnung und dem

Ausschalten des eigenen Willens. Wer dazu nicht fähig war, war Sand im Getriebe. Sein Weg ins Abseits war vorprogrammiert.

Wie der Staatsanwalt im Gerichtsurteil gegen mich richtig diagnostiziert hatte, spielte die kulturelle Bindung an Polen eine gewichtige Rolle für die Entwicklung meines ideellen Horizontes. Polen war ein Land, das sich nach der antistalinistischen Revolte von 1956 nie mehr vollständig in das sowjetisch-totalitäre Modell einfügte. Es war ein Land, in dem es, besonders im Kulturbereich und an Universitäten, bis zum Fall des Kommunismus im Jahre 1989 permanent gährte. Mein „multikultureller“ Hintergrund erwies sich als sehr hilfreich, um vom totalitären Musterland DDR Abstand zu gewinnen und am polnischen Beispiel Courage im Alltag des realen Sozialismus zu erlernen und zu praktizieren. Vielleicht spielte in meinem Fall auch der jüdische Hintergrund eine Rolle, der mich außerordentlich kritisch gegenüber den Deutschen machte und mir verbat, ihr Staatssystem, im Westen wie im Osten, als ein Ideal anzusehen. Und nicht zuletzt machten mich meine von den bundesdeutschen Achtundsechzigern erlernte Verachtung der Konsumattribute sowie der Verzicht auf eine Karriere im totalitären Staat schwer korrumpierbar.

Alles in allem war ich anscheinend ein Sonderfall, von dem sich jeder Schluss auf die übrige Gesellschaft verbietet. Es war meine Doppelrolle, die des Insiders und zugleich des kritischen Beobachters von außen, die mich für das totalitäre System unbrauchbar machte. Es war die in Deutschland, je nach Standpunkt, kritisierte oder idealisierte „doppelte Loyalität“, nimmt man Israel hinzu, sogar eine „dreifache Loyalität“, die mich in der DDR zum Insider mit dem Outsider-Blick machte. Vielleicht können mehrere Blickwinkel auf die Geschehnisse im eigenen Land, dessen Bewohner vor den Versuchungen des Totalitarismus immunisieren. Denn sie schaffen einerseits eine Barriere gegen nationalen Chauvinismus und die Geringschätzung anderer Kulturen, schärfen andererseits den Blick für die Unvollkommenheit der Verhältnisse, in denen man lebt. Eine solche Distanz zur provinziellen Enge einer „homogenen“ Gesellschaft ist nötig, um den Werbungen menschenverachtender Ideologien, vor allem aber dem Anpassungsdruck der Mehrheit, zu widerstehen, der seinem Wesen nach totalitär ist.

[1] „Übersiedler“; Reg. Nr. XII 906/76 Bd. I; S. 10,

[2] Gabriel Berger; „Mir langt's, ich gehe“; Herder Taschenbuch 1408, 1988.



*Lebenswege – Wasserwege – Wolkenwege I*  
Foto: Hubert Dammer

*Comer See*

## Gerald Uhlig-Romero – Erzählen, bevor wir sterben

Pass auf, dass die Jahre nicht dein Bewusstsein zerkochen und alle Vitamine raus sind. Ich wünschte, ich hätte mir in meinem Leben erlaubt, glücklicher zu sein, nicht soviel an mir gezweifelt, mir mehr eigenen Zuspruch gegönnt. Die Welt ist schließlich so kompliziert und unübersichtlich, schon die Illusion vom Durchblick wirkt da wie Balsam für das verstörte, verwirrte Selbst. Aber wer hat mich in diesen Körper gesteckt, aus dem es zu Lebzeiten kein Entkommen mehr gibt?

„Glück ist ein Zustand im Kopf. Ich kann es fast zu jeder Zeit herstellen“, sagt der alte Mann mit dem unruhigen Meer im Hintergrund. Und so murmeln sich die beiden Männer Geschichten und Gedanken zu.

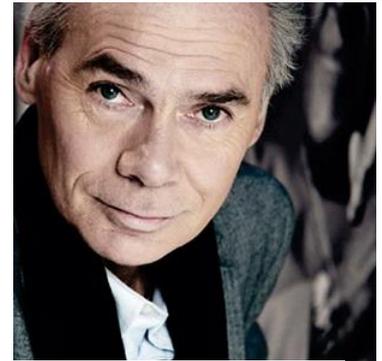


Foto:  
Archiv Gerald Uhlig Romero

Die Welt versieht uns von Anfang an mit Geschichten, und jeder von uns besteht letztlich aus einer Vielzahl kleiner Geschichten. „Zwei Drittel des Tages torkeln wir mit einer Menge Krimskrams im Kopf durchs Leben“, sagt der Neuro-Forscher Thomas Metzinger. Alles vermengt sich zu einem Hintergrundrauschen aus Erinnerungen, Bewertungen und kleinen Geschichten. Was gerade tatsächlich passiert, verschwindet hinter diesem Getöse wie hinter einem Schleier. Spontan aufbrechende Erinnerungen, mehr oder weniger zwanghaftes Planen, wiederkehrende traurige Gedanken, Schuldgefühle, die Beschäftigung mit früheren Verfehlungen. Tagträume, sexuelle Fantasien... „Der Mensch ist nun mal das Wesen, das sich selbst und anderen ständig Geschichten erzählt, und jede Familie hat ihre eigene Geschichte, und in jedem von uns ist ein tiefes Verlangen seine eigene Geschichte zu erzählen, und die Vorstellung zu sterben, ohne seine Geschichte zu Ende erzählt zu haben, gibt uns das traumatisierende Gefühl, niemals gelebt zu haben.“

Der Mann am Nebentisch im Kaffeehaus erzählt, dass er ein Unternehmen habe und dass er den Menschen gegenüber, die für ihn arbeiten, eine Demut empfinde. Auch würde er seinen Leuten sagen: -wenn wir mit einem Brett vor dem Kopf aufeinander losgehen, gibt es ein klapperndes Geräusch, aber keinen Dialog. Er erzählt weiter, dass, wenn er eine Entscheidung in seinem Leben getroffen habe, diese immer durchgezogen habe, und die Rechnung dafür habe er auch immer selber bezahlt, auch wenn die Sache schief lief. Nicht ein Gott sei für unser Leben verantwortlich, sondern wir selbst, denn Gott komme nie, ganz egal wie sehr man am Arsch sei, ganz egal, wie sehr die ungerechten Schmerzen auf einen einschlagen. Dann erzählt der Mann weiter, dass er eine Ehrfurcht vor der Schönheit habe (, die leider wenige Menschen zu sehen vermögen). Eines aber sei große Kunst im Leben: Exakt dann am Bahnhof sein, wenn der Zug einfährt, denn zu früh sein, sei genauso beschissen, wie zu spät kommen.

Der Inder am Nebentisch lächelt: Im Westen sei es häufig so, dass viele Darwins Lehre als blasphemisch empfänden, weil sie in ihr den göttlichen Plan vermissen. In seiner Heimat Indien habe niemand Schwierigkeiten mit der Evolutionstheorie. Dass die Welt in ständiger Entwicklung und Veränderung begriffen sei und dass Zerstörung und Neuschöpfung miteinander einhergingen und dass das Leben kein Ziel habe, da es aus dem Nichts zum Nichts ins Nichts führe: all das lehre die hinduistische und buddhistische Philosophie seit jeher. Aber auch in seinem Land sei es in der Politik häufig wie bei der Grammatik: Ein Fehler, den alle begehen, würde schließlich als Regel anerkannt. Dann verabschiedet er sich mit den Worten, dass jeder Tag seine Geschenke mitbringe, man bräuchte sie nur auszupacken. Er habe sein Geschenk gerade ausgepackt und entschieden, dass er in seinem Leben gar nicht soviel falsch gemacht habe. Die Welt besteht eben doch nur aus Geschichten, die sich aus Geschichten ergeben. Und die Geschichte, dass Geld nicht glücklich macht, die will man ja nur den armen Leuten weismachen.

Wenn einem aber die Worte für seine Geschichte fehlen, dann existiert die Geschichte einfach nicht.

## *Guy Stern – Verse anlässlich der Ernennung zum Ehrenmitglied*

Wem allen sollen danken wir?  
Fred, Jutta, Günter, Freya Klier!  
Axel, Burkhard Dank ich schick;  
Vergiss nicht Gino, Frederick!

Die Edlen haben sich verschworen,  
Zum Ehrenmitglied mich erkoren.  
Auch lauten Beifall mir gespendet,  
der immer noch nicht hat geendet.

Wir feiern grad' Sukkot, das Erntefest.  
Unterziehe mich 'nem strengen Test:  
„Hab' ich gesät um dies zu ernten?“  
Ach was, noch nicht mal im Entfernten!

Drum doppelt Dank, Ihr Sieben, Acht;  
Eure Freundschaft hat mich froh gemacht!

Guy



*Foto: Julian Stratenschulte, dpa*

## Frederick A. Lubich – Die verschlungenen Lebenswege der Ruth Weiss

### Von Deutschland nach Südafrika und zurück nach Europa. Erinnerungen und Betrachtungen einer kosmopolitischen Journalistin

**Frederick Lubich:** Liebe Frau Weiss, zunächst einmal ganz herzlichen Dank für Ihre Bereitschaft zu diesem Gespräch. Sie sind eine der letzten namhaften Entkommenen des Holocaust, die sich im Laufe eines langen Lebens als Journalistin und Autorin zahlreicher Bücher in Afrika und Europa einen internationalen Ruf erworben hat. 1994 wurden Sie auch einer breiten Öffentlichkeit in Deutschland bekannt, als ihr Leben im Mittelpunkt zweier Folgen der deutschen Fernsehreihe „Zeugen des Jahrhunderts“ stand. Sie haben zahlreiche Ehrungen erfahren und im Jahr 2005 wurden Sie für Ihre herausragenden Verdienste für den Friedensnobelpreis nominiert. Was würden Sie als die wichtigsten Stationen Ihres so überaus erfahrungsreichen Lebens bezeichnen?

**Ruth Weiss:** Natürlich vor allem die Nazizeit. Wir lebten in einem Dorf, wo ich die Schule besuchte und Freunde hatte, durch die Gegend radelte, mit meinem Hund durch den Wald streifte. Das änderte sich schlagartig, als mein Vater wenige Monate nach der Machtübernahme seinen Job in Nürnberg verlor und kurz darauf nach Südafrika emigrierte. Danach war nie mehr etwas sicher, das Leben wurde prekär. Drei Jahre später kam der tiefe Einschnitt mit der Ausreise nach Südafrika, die alles, was vorher war, in den Hintergrund schob – das war die zweite wichtige Station. Die nächsten dreißig Jahre in Südafrika waren turbulent und ab 1966, als ich den Financial Mail Job in Südrhodesien bekam, ausgewiesen wurde und nicht mehr nach Südafrika zurückgehen durfte, lebte ich stets mit dem Gefühl, dass der kommende Tag eine Änderung bringen könnte. Was auch oft der Fall war. Die dritte Station, wenn Sie so wollen, war das ewige Exil.

Wenn Sie mit Stationen meinen, was sinnvoll war, so würde ich antworten, dass ich mit Hans Weiss bereits in den 50er Jahren über Apartheid berichtete, später weitere Reportagen lieferte, unter anderem über die fünf Konflikte im südlichen Afrika oder auch über das Umgehen der UN Sanktionen in Südrhodesien (Zimbabwe), und nicht zuletzt auch über das Zimbabwe Institute for Southern Africa (Zisa) berichtete, das in den 80er Jahren geheime Treffen zwischen weißen und schwarzen Südafrikanern in Harare ermöglichte und somit den Weg ebnete für die Verhandlungen zwischen der Apartheidregierung und dem African National Congress.

**Frederick Lubich:** In Ihrer Autobiografie *Wege im harten Gras. Erinnerungen an Deutschland, Südafrika und England* kommt Nadine Gordimer, Nobelpreisträgerin für Literatur und eine Ihrer langjährigen guten Freundinnen aus Ihrer Zeit in Südafrika, in ihrem Nachwort zu dem Schluss: „Jedem, der dieses Buch liest, wird es offenbaren, wie viel Engagement, Suche, geduldiges Verstehen, Toleranz, Mut und Wärme (S. 287) diese Frau auszeichnet“. Andere charakterisierten Ihre Arbeit, wie Sie in Ihren Lebenserinnerungen schreiben, fast als einen „persönlichen Kreuzweg, um die menschliche Ungerechtigkeit gegen andere Menschen zu bekämpfen.“ (S. 254) Liest man Ihre Autobiographie, so kristallisieren sich diese Charakteristika in der Tat zur Quintessenz Ihrer Persönlichkeit und ihres lebenslangen Eintretens für die Rechte der schwarzen Bevölkerung Südafrikas heraus. Vielleicht können Sie das an einigen Ereignissen und Erfahrungen noch etwas näher veranschaulichen.

**Ruth Weiss:** In meiner Kindheit fühlte ich mich in den ersten neun Jahren meines Lebens geschützt, akzeptiert, geliebt. Das änderte sich schlagartig, als ich in der Schule ausgegrenzt wurde und meine Schwester, die in der Woche in Fürth bei den Großeltern wohnte, von Dorfkindern auf dem Weg vom Bahnhof überfallen wurde. Der plötzliche Umzug nach Fürth verunsicherte mich ebenfalls. In der Israelitischen Realschule war ich als ein „Kind vom Dorf“ Außenseiterin. Plötzlich war man auf der Straße nicht mehr sicher, ich wurde ja zweimal von Horden Kinder überfallen. Ich fühlte mich wertlos, weil andere mich so einschätzten. Die Angst der Erwachsenen war verwirrend und erschreckend.

In Südafrika erfuhr ich schnell, dass Dunkelhäutige dort als minderwertig betrachtet wurden und konnte mich damit identifizieren. Ich glaubte zu verstehen, wie elend man sich fühlte, als ein Nichts betrachtet zu werden. Ich glaubte und glaube fest daran, dass jedem Menschen – auch jedem Tier, nein insgesamt der Natur – Respekt gehört. Die Empathie mit Benachteiligten, Unterdrückten, Leidenden ist geblieben. Auch wenn ich nicht wirklich in der Lage war so zu helfen, wie ich es eigentlich gern getan hätte.

**Frederick Lubich:** „Im Exil fühlt man sich nur als halber Mensch“ schreiben Sie in Ihrer Autobiographie. Dieser Ausspruch könnte wohl auch von Ovid stammen. Können Sie dieses Gefühl noch etwas weiter ausführen?

**Ruth Weiss:** In der Heimat fühlt der Mensch sich sicher. Er hat seinen Platz, gehört dazu, hat das Recht, seine Meinung zu sagen und er darf versuchen etwas zu ändern, das ihm nicht gefällt. Im Exil ist man nur geduldet. Man muss dankbar sein, dort leben zu dürfen. Man hat nicht dieselben Rechte wie dort Geborene. Das Wort Eingeboren hat für den Exilanten eine besondere Bedeutung. Das sind die anderen, zu denen man nicht gehört. Die Beteiligung des Exilanten im täglichen Leben ist oft mit Angst begleitet. So hasste es mein Vater, als nach einem Einbruch in seinem Laden ein betrunkenener Nachbar einen völlig unschuldigen Afrikaner aufgriff und beschuldigte, der Einbrecher zu sein. Trotzdem rief er auf Drängen des Nachbarn die Polizei und so wurde der Mann verhaftet. Am nächsten Tag weigerte sich mein Vater, eine Anklage zu erheben, aber der Mann war bereits misshandelt worden. Mein Vater war wie viele Emigranten mit der Einstellung der Weißen gegenüber den Afrikanern nicht einverstanden aber er meinte, er könnte nichts gegen die Gesellschaftsordnung sagen, und sie schon gar nicht angreifen. Dazu blickt der Exilant stets zurück auf das Heimatland und nimmt an dessen Schicksal weiter teil, sodass sein Engagement gespalten ist zwischen Teilnahme am Leben im Land des Exils und dem Land der Herkunft.

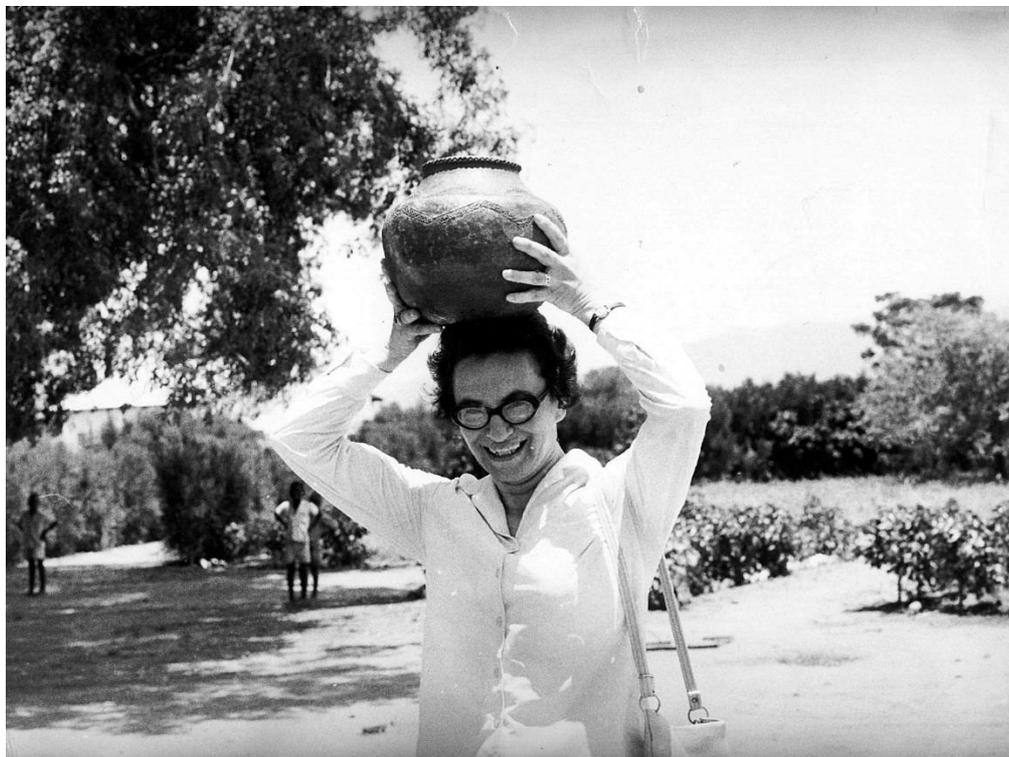


*Ruth Weiss, 1959 in Johannesburg,  
Copyright Ruth Weiss. Archiv: Basler Afrika Bibliographien*

**Frederick Lubich:** Sie hatten als bekannte und anerkannte Journalistin nicht nur immer wieder Gäste aus Emigranten- und Journalistenkreisen in Ihrem Haus, Sie bewirteten unter anderem auch Guerilleros aus der angolischen Befreiungsbewegung und waren zeitweise auf der „Schwarzen Liste“ Südafrikas. Wie gefährlich und gefährdet war dieses Leben einer deutsch-jüdischen Immigrantin in einer oft so militant sich wandelnden Welt?

**Ruth Weiss:** Natürlich wusste man, dass man gegen den Strom schwamm, auch dass dies unangenehme Konsequenzen haben konnte und hatte. Ich würde sagen, ich lebte einfach damit. Das bedeutete zwar, dass ich nie mehr richtig zur Ruhe kam und es mir nie mehr ganz gelingen sollte, mir ein sicheres Zuhause zu schaffen und dass ich zudem auch von einigen Geheimdiensten nicht geschätzt wurde. Ich wurde mehrmals verhört, am Johannesburger Flughafen wurde ich ebenfalls mehrmals festgenommen und so weiter und so fort. Doch wenn ich bedenke, was andere erleiden mussten, die sich gegen die rassistische Ordnung in Südafrika oder Rhodesien auflehnten, dann weiß ich, wie gut ich es hatte, welches enormes Glück ich hatte. Ich denke dabei

an das Schicksal von Freunden, die wegen Vergehen gegen den sogenannten „Immorality Act“ fliehen mussten, an Aktivisten wie Bettie du Toit, die wegen offener Proteste mehrmals im Gefängnis landete ehe sie zur Exilantin wurde, oder auch an die langjährige Inhaftierung von Prominenten wie Nelson Mandela oder Denis Goldberg. Und natürlich meine ich auch die vielen Fälle der Verfolgung, Morde und Folter, die in den 90er Jahren dank der südafrikanischen Wahrheits- und Versöhnungskommission bekannt geworden waren. Verglichen mit ihnen muss ich das, was mir geschah, klein schreiben. Übrigens: die Guerilleros und Terroristen von heute sind oft die Regierenden von morgen.



*Ruth Weiss in Malawi 1973,  
Copyright Ruth Weiss. Archiv: Basler Afrika Bibliographien*

**Frederick Lubich:** Erst 1991 wurden Sie in Südafrikas von der „schwarzen Liste“ gestrichen und konnten wieder einreisen. Ein Viertel Jahrhundert später ehrte Sie das Jüdische Museum in Kapstadt mit einer Ausstellung. Der Lebenslauf als lebenslange Achterbahn. Wie verarbeitet man ein solches Jahrhundertleben?

**Ruth Weiss:** Den damaligen Rauswurf empfand ich als ein Glück, damit konnte ich leben, ich glaube nicht, dass ich im Fall einer Inhaftierung über einen ähnlichen Mut, Würde und Kraft verfügt hätte wie die bewundernswerte Ruth First oder der einmalige Denis Goldberg. Die Ausstellung in Kapstadt über meine Arbeit freute mich natürlich sehr, sie schloss einen Kreis und bewies mir, dass, wie das Sprichwort sagt, die vielen kleinen Schritten von kleinen Leuten wie ich gemeinsam doch etwas helfen können.

**Frederick Lubich:** Sie hatten in Ihrer Zeit in Afrika auch engere Kontakte zu bedeutenden afrikanischen Befreiungspolitikern wie Kenneth Kaunda und Nelson Mandela. Was sind Ihre wichtigsten Erinnerungen an sie?

**Ruth Weiss:** Mit Mandela hatte ich leider keinen engen Kontakt. Ich begegnete ihm einmal in den 60er Jahren, als er im Untergrund lebte und ich ihn interviewte, bevor er fast dreißig Jahre hinter Gittern verschwand. Danach begegnete ich ihm erst wieder in seinem Haus in Soweto bei einer Pressekonferenz, auch bei einer Johannesburger Gartenparty und in Harare bei der Verleihung eines Dokortitels, aber das sind kaum enge Beziehungen! Aber ich war mir seiner Ausstrahlung bewusst, seines Charismas, das alle anderen vergessen ließ, wenn er im Raum war. Das bezeichnendste Erlebnis war bei der Zeremonie anlässlich der Verleihung des Dokortitels. Ich saß mit Lionel (Rusty) und Hilda Bernstein, zwei seiner engsten weißen Freunde, unter den Zuschauern und erlebte, wie er Rusty herzlich in den Arm nahm.

Das letzte Mal, als sie sich begegnet waren, war im Gerichtssaal des Rvonia Prozesses gewesen, als Rusty freigesprochen wurde – und danach sofort außer Landes flüchtete. Das Eindrücklichste für mich war, als Mandela den Gesprächen nicht mehr zuhörte, da er an etwas Anderem interessiert war. Ich drehte mich um und sah, dass er Augenkontakt mit einer Gruppe Kinder aufgenommen hatte, die sich in den Saal geschlichen hatten. Sein offenes Interesse, mit Kindern Kontakt aufzunehmen war bewegend.

Kenneth Kaunda besaß ebenfalls Charme und Charisma. Als ich ihn 1962 traf und nach einem Interview seinen Wahlkampf begleitete, bis er Premierminister wurde, war es das erste von sehr vielen Begegnungen und Interviews durch die Jahrzehnte. Das letzte Mal begegneten wir uns vor drei Jahren in Lusaka. Wir unterhielten uns wie immer und wie immer verstand ich, warum Zambier ihn lieben. Für mich waren seine Bemühungen, Frieden im Südlichen Afrika herzustellen und Konflikte in der Region zu lösen, sehr wichtig gewesen. Seine zunehmend autokratische Regierung und die Fehler seiner Wirtschaftspolitik sind ihm von seinem Volk verziehen worden. Wie eine Frau auf dem Markt, mit der ich sprach, sagte, er ist zurecht noch immer unser erster Bürger.



*Ruth Weiss mit Kenneth Kaunda in Lusaka, 2010  
Copyright Ruth Weiss. Archiv: Basler Afrika Bibliographien*

**Frederick Lubich:** Von den Rolling Stones gibt es das Lied "She's A Rainbow". Ist das auch das Hohe Lied auf das gegenwärtige Südafrika, das offiziell die schwarz-weiße Rassentrennung überwunden hat? Wie schätzen Sie heute die soziale und politische Situation in Südafrika ein?

**Ruth Weiss:** Das mit dem Regenbogen stimmt leider nicht. Niemand dachte, dass die Rede des Präsidenten De Klerk im Februar 1990 über Nacht den langen Konflikt zwischen Weißen und Nicht-Weißen lösen würde. Das Erbe der Rassengesellschaft, die sich entwickelt und in der Apartheid, der gesetzlichen Rassentrennung gegipfelt hatte, konnte unmöglich über Nacht besiegt werden. Weder die eine noch die andere Seite hatte einen richtigen Sieg errungen, sodass die Verfassungsverhandlungen zu einem Kompromiss führten. Heute ist die Klasse, nicht die Rasse ausschlaggebend, aber die Trennung der Rassen ist weiter offensichtlich. Bislang hat keine wirkliche Umverteilung des Reichtums und Einkommens stattgefunden. Eine kleine neue reiche Elite ist entstanden, eine neue dunkelhäutige Mittelklasse hat sich entwickelt, aber das Einkommen der alten Elite, also der Weißen hat sich erhöht, während die Mehrheit der Afrikaner weiter in Armut lebt. Die Arbeitslosigkeit ist vor allem unter der Jugend hoch. Sie sowie eine hohe Kriminalität und die enorme Ungleichheit belasten die Wirtschaft und die Gesellschaft. Die unbefriedigende Lage führt zu einem „skill drain“, gut ausgebildete Südafrikaner suchen ein Leben in anderen Ländern.

Unerwartet war die Korruption die sich innerhalb der Regierungspartei ausgebreitet hat. Im April 2017 stieg die politische Spannung, nachdem Präsident Zuma neun Minister entlassen hatte. Zuma wird sogenannte „state capture“, also Staatsübernahme einer indischen Familie vorgeworfen, die sich mit seiner und der Teilnahme seiner Clique enorm bereichert hat.

**Frederick Lubich:** *Ein Lied ohne Musik*, so lautete die Erstausgabe Ihrer Autobiographie aus dem Jahr 1981. Können Sie diesen Titel näher erklären? Vielleicht hängt er auch mit der Geburt des Township-Jazz zusammen, der sich zu Ihrer Zeit in Südafrika entfaltete und möglicherweise können Sie ihn auch im Vergleich zum afro-amerikanischen Jazz etwas genauer charakterisieren?

**Ruth Weiss:** Ich meinte mit „ohne Musik“, dass es wenig zu feiern gab, weder in meinem Leben noch in einer Zeit, in der Konflikte in Ländern, in denen ich mich befand, zur Tagesordnung gehörten. Aber ja, als ich vor kurzem wegen eines Interviews mit Miriam Makeba befragt wurde, das zu einer Ausstellung von einigen meiner Tonbänder gehört, merkte ich, wie Township Jazz auch zu meinem Leben gehört hatte. Ab den 40er, 50er Jahren eroberte der Township Jazz die weißen Vororte. Die afrikanische Zeitschrift *Drum* und deren Schar junger, begabter, afrikanischer Mitarbeiter schrieben in einem rasanten Stil, der zu Township Jazz gehörte. Bewusst und unbewusst wurde man davon beeinflusst, genauso wie Township Jazz und die damalige Township Jugend vom afro-amerikanischen Jazz beeinflusst wurde. Selbst in der Kleidung.

**Frederick Lubich:** Nadine Gordimer schreibt, dass Sie nach Ihrer Auswanderung in einem Land aufgewachsen sind, in dem nicht mehr der gelbe Stern, sondern die schwarze Hautfarbe „das „Brandzeichen des Opfers war“. Sind heute die muslimischen Einwanderer in Europa – allen Islamisten zum Trotz – die jüngsten Opfer der Diskriminierung, die neuen Juden und neuen Schwarzen des nachchristlichen Abendlandes?

**Ruth Weiss:** Es ist tragisch, dass der islamische Nationalismus, wenn ich das so nennen darf, so schreckliche Folgen hatte, dass Flucht die einzige Option scheint. Die Flüchtlinge der 30er Jahre aus Deutschland waren nirgends willkommen, genau so wenig wie heute muslimische Flüchtlinge wirklich willkommen sind. Ihre Diskriminierung, Ablehnung und manchmal Verfolgung ist genauso zu bekämpfen und abzulehnen wie damals die der Juden, Roma und Sinti, Linken und Homosexuellen. Wir Menschen haben uns weit entwickelt, was die Technik anbetrifft, während unser gesellschaftliches Verhalten sich durch die Jahrhunderte kaum geändert hat und wir immer stärker Andersdenkende ausgrenzen. Der Mehrheit fehlt das Mitgefühl. Wie gut, dass es zunehmend Personen und Gruppen gibt, die bereit sind, dagegen anzugehen.

**Frederick Lubich:** Man sagt manchen afrikanischen Kulturen matriachale Strukturen nach und etwas davon scheint auch in Ihren Reisebildern vom Besuch von Modjadji, der „Regenkönigin der Lovedu“ aufzuleuchten.

**Ruth Weiss:** Ja, im südlichen Afrika gab es beides, matriachale und patriarchale Gesellschaften, in denen das Erbe entweder durch die mütterliche oder die väterliche Linie bestimmt ist. In matriachalen Gesellschaften besitzen Frauen mehr Rechte über Land und ihre Kinder, aber selbst in diesen Gesellschaften geben Männer den Ton an. Ich interessierte mich vor allem für Frauen im Krieg und ich schrieb *Frauen gegen Apartheid* und *Die Frauen von Zimbabwe*, da behauptet wurde, Frauen seien gleichberechtigt, was leider nur zum Lippenbekenntnis nach dem Ende der Konflikte wurde.

**Frederick Lubich:** In Ihrer Autobiographie sprechen Sie auch immer wieder offen über Ihre persönlichen Verhältnisse und Beziehungen, wie etwa ihre langjährige Ehe mit Hans Weiss. Besonders bezeichnend scheinen mir dabei unter anderem Ihre mehrfachen Beschreibungen seiner Krankheit zu sein, die sich aus heutiger Perspektive wohl als ein Paradebeispiel bi-polarer Veranlagung zu erkennen gibt. Viele von uns haben in unserem Familien- und weiteren Freundes- und Bekanntenkreis Menschen, die davon mehr oder weniger dramatisch betroffen sind. Sehen Sie aus diesem Blickwinkel Ihre Autobiografie auch als einen frühen Erfahrungsbericht, wenn nicht gar als eine Art Ratgeber und Wegweiser in diese so zwielichtige Seelenwelt?

**Ruth Weiss:** Ja, es wäre schön, wenn mein Unwissen und meine Erfahrung andere auf ähnliche Erkrankungen aufmerksam machen könnten. Hans Weiss` viele Freunde und Frauen hatten sein Benehmen nicht wirklich als krank erkannt. Erst als unsere Ehe dem Ende zuging und ich ohne seine Zustimmung mit einem Psychiater redete, verstand ich so einiges. Dieser sagte, Hans sei manisch-depressiv und meinte die Zeitspanne zwischen diesen beiden Zuständen - himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt - sei mit zunehmendem Alter und wachsender Erfolglosigkeit immer enger geworden. Er erklärte, dass oft begabte Personen unter dieser Krankheit litten und nannte Goethe als das typische Beispiel. Ich las das nach und stellte fest, dass viele der genannten Symptome passten: Hans hatte eine charismatische Persönlichkeit. Er redete von Suizid und behauptete, er sei dafür zu feige; auch meinte er „ich lebe nicht gern“. Er war kreativ. In der manischen Phase hatte er verringertes Schlafbedürfnis und begeisterte sich für Verschiedenes mit Engagement – und etlichem mehr. Leider ließ Hans sich nicht helfen und gab meine Unterhaltung mit einem Arzt als Grund beim Gericht an, warum unsere Ehe gescheitert sei.

**Frederick Lubich:** Zu weiteren markant persönlichen Erfahrungen, die Sie in Ihrem Leben machen mussten, zählen sicherlich auch die vielfachen Herausforderungen einer modernen Frau in einer immer noch mehr oder weniger männlich bestimmten Welt. Als Sie sich nach dem Tod Ihres Mannes mit über vierzig Jahren entschlossen, ein Kind zu bekommen, mussten Sie nach seiner Geburt, wie Sie in ihrer Autobiografie schreiben, immer wieder „zwischen Kind und Karriere wählen“. Damit sahen Sie sich schon früh mit persönlichen und beruflichen Widersprüchen konfrontiert, mit denen sich Generationen später unzählige

Frauen in unseren westlichen Gesellschaften auseinandersetzen müssen. Wie sehen Sie unsere post-patriarchale Zukunft?

**Ruth Weiss:** Gut, dass Sie von einer post-patriarchalen Zukunft und nicht Gegenwart sprechen. Ich hoffe sehr, dass es eine derartige Zukunft geben wird, wie ich überhaupt hoffe, dass es eine gerechte Zukunft ohne Diskriminierung und immer stärkere Vernichtungswaffen geben wird. Utopia also. Ich wünsche mir dabei für Frauen dieselben Möglichkeiten wie für Männer, was Schule, Ausbildung, Jobs, Bezahlung, Beförderung gibt. Die Rollenverteilung würde nicht mehr festgelegt und durch Spiele gefördert werden. Es gibt keinen Grund, warum Frauen nicht gute Klempner, Elektriker oder Ingenieure werden können oder Männer gute Kranken- oder Altenpfleger. Das würde bedeuten, dass Berufe wie Kindergärtnerin richtig bezahlt werden, damit es gute Kindergärten und Kinderhorts gibt. Hausangestellte müssen ebenfalls bestens bezahlt werden. Die Hausarbeit müsste fair zwischen den beiden Eltern aufgeteilt werden. Flexible Arbeitsstunden für beide Geschlechter müssten normal sein. Die Gesetzgebung müsse das Recht beider Eltern sowie des Kindes voll respektieren. Die Wunschliste ist lang!

**Frederick Lubich:** „Also packten wir wieder einmal die Koffer“ (S. 218), so beschreiben Sie in Ihrer Autobiographie Ihr lebenslanges Wanderleben. Damit teilen Sie nicht nur das Schicksal so mancher Emigranten des Dritten Reiches, Ihre lebenslange Wanderschaft ist geradezu exemplarisch und emblematisch für Ihre migrantische Schicksalsgemeinschaft. Sie haben in vielen Städten und Ländern gelebt. Nach Ihrer Rückkehr nach Europa ließen Sie sich 1992 in England auf der Isle of Wight nieder, zehn Jahre später kehrten sie noch einmal für einige Jahre nach Deutschland zurück und nun wohnen Sie bereits seit geraumer Zeit in Dänemark. Wo waren Sie am glücklichsten?

**Ruth Weiss:** Ich denke in Sambia. Mein Sohn war einige Jahre ganz bei mir, dazu befriedigte mich die Arbeit, die neuen Freunde. Vielleicht kam noch dazu, dass ich den Anfang eines unabhängigen Landes miterleben durfte oder auch, weil ich einen Fuß im Land als Angestellte einer einheimischen Tageszeitung und einen anderen in Europa durch die Berichterstattung an die *Financial Times* hatte.

**Frederick Lubich:** In welcher Sprache fühlen Sie sich am meisten zuhause und warum?

**Ruth Weiss:** Englisch ist die Sprache, in der ich mich zuhause fühle. Nachdem ich mit elfeinhalb Jahren Deutschland verlassen hatte, hatte ich keine formelle Deutschstunde mehr. Zuhause sprach ich englisch mit meiner Schwester, deutsch mit den Eltern, aber Englisch war die Umgangssprache – wobei ich sagen muss, dass ich ebenfalls nie eine formelle Englischstunde hatte. Aber ich begann englisch zu lesen und merkte, dass ich englisch träumte.

**Frederick Lubich:** Robert Schopflocher, der in Ihrem Alter ebenfalls seine Heimatstadt Fürth verlassen musste, hat seine ersten Romane in Argentinien ursprünglich auf Spanisch geschrieben und ist erst wieder im Alter zu seiner deutschen Muttersprache als Literatursprache zurückgekehrt. Auch Sie haben sich in späteren Jahren als Autorin von rund zwanzig Büchern einen international gut klingenden Namen gemacht. Zu ihnen gehören nicht nur wirtschaftspolitische Fachbücher, sondern auch Krimis, Romane und Kinderbücher. Haben Sie diese Bücher alle ursprünglich zuerst auf Englisch geschrieben? Und welche dieser Bücher betrachten Sie heute als Ihre wichtigsten Werke?

**Ruth Weiss:** Die Fachbücher schrieb ich alle erst auf Englisch, ebenfalls die ersten Krimis sowie *Meine Schwester Sara*. Doch als ich *Lied ohne Musik* begann, ein Versuch, mir zu erklären, warum ich 1978 einen sicheren Job in der Bundesrepublik verlassen hatte, formulierte ich den ersten Satz unbewusst auf Deutsch: Wir konnten nicht in die Zukunft blicken und wussten nicht, dass aus einem Heinz ein Henry werden würde... Erst als ich schon über siebzig im Ruhestand endlich Romane schreiben konnte, war ich zu alt für einen Agenten, der im englischsprachigen Raum unumgänglich ist, sodass ich begann, auf Deutsch zu schreiben, da ein deutscher Verlag die Texte annahm. *Meine Schwester Sara* hält man für mein wichtigstes Buch, das in Schulen gelesen wird und in Baden-Württemberg zum zweiten Mal 2017/18 als Textbuch ausgewählt wurde. Vor allem aber freue ich mich immer wieder, wenn mir einstige Apartheidsgegner oder Entwicklungshelfer sagen, *Wege im harten Gras* wären ihnen wichtig gewesen.

**Frederick Lubich:** „The Road Not Taken“, so lautet ein bekanntes Gedicht von Robert Frost und sein Thema hat bestimmt viele von uns, die wir ausgewandert sind, bisweilen ins Sinnieren gebracht. Was wäre aus uns geworden, wenn wir nicht hätten auswandern müssen oder im Fall der nach dem Dritten Reich Geborenen, wenn wir uns nicht aus verschiedenen Gründen zur Auswanderung entschieden hätten. Wären zum Beispiel die Karrieren einer Ruth Weiss, eines Robert Schopflochers oder eines Henry Kissingers in Deutschland in ähnlichen beruflichen Bahnen so erfolgreich verlaufen?

**Ruth Weiss:** Kissingers Intelligenz, analytischer Geist, Willenskraft und die dazugehörenden Fähigkeiten hätten ihn bestimmt an die Spitze des jeweiligen Berufs gebracht, den er gewählt hätte, genau wie unser gemeinsamer Freund Robert Schopflocher mit seiner Intelligenz, sanften Art und der tollen Begabung, Geschichten zu erzählen sicher auch in Deutschland ein guter Schriftsteller geworden wäre. Sie hätten beide wohl Fürth hinter sich gelassen, wie Ochs oder Ullstein. Was mich, Ruth Löwenthal anbetrifft – ich denke, sie wäre vielleicht Lehrerin geworden, die es vielleicht gewagt hätte, Geschichten zu schreiben. Und wahrscheinlich hätte sie einen Fürther geheiratet und einen traditionellen jüdischen Haushalt geführt.

**Frederick Lubich:** Sie sprechen in Ihrer Autobiographie von dem Roman-Projekt „Wenn ich Deutsche und nicht Jüdin gewesen wäre“ (S. 279). Was wäre dann gewesen?

**Ruth Weiss:** Tja, das ist eine Frage die mich öfters beschäftigt hat und die es mir schwer machte, mit deutschen „Mitläufern“ umzugehen. Weiß ich denn, wie ich mich benommen hätte? Wäre ich in den Widerstand gegangen wie etwa die Mitglieder der Roten Kapelle? Hätte ich Juden versteckt? Ihnen geholfen das Land zu verlassen? Wäre ich ausgewandert oder geblieben? Hätte ich mich so verhalten wie die Mehrheit? Wäre ich ‚mitgelaufen‘? Ich war als ein „braves“ Kind beschrieben worden – hätte ich also brav mitgemacht? Da ich keine Antwort habe, hüte ich mich andere zu verurteilen.

**Frederick Lubich:** Manche Emigranten haben nach ihrem Entkommen aus dem Dritten Reich, nach dem großen Zivilisationsbruch jener Schreckenszeit auch den Bezug zu ihrem jüdischen Glauben verloren, wie es zum Beispiel auch der Anfang dieses Jahres verstorbene Literaturhistoriker Egon Schwarz beschrieben hat in seiner Autobiographie *Unfreiwillige Wanderjahre: Auf der Flucht vor Hitler durch drei Kontinente*. Wie ist es Ihnen ergangen?

**Ruth Weiss:** In den Jahren unter Hitler, als wir – Mutter, Schwester, ich – bei unserem religiösen Großvater Max Cohen lebten, wurde ich sehr religiös. Ich ging regelmäßig in die Synagoge und war bestrebt, alle Regeln und Gesetze - man sagt mir, es gibt 613 - einzuhalten, lernte fleißig Hebräisch, besuchte gern die Israelitische Realschule und wurde Mitglied einer orthodoxen zionistischen Organisation (Esra). Jedoch sofort nach meiner Ankunft in Südafrika wurde es schwierig das fortzuführen. In unserem dortigen Vorort hatten einst viele Juden gewohnt, nun waren nur noch alte Männer in der Synagoge – und ich. Zu meinem Entsetzen mussten beide Eltern am Schabbat arbeiten. Ich wurde Mitglied von Habonim, wo das Thema Religion unter anderem lief. Hebräisch-Stunden gab es nur kurze Zeit in der Emigrantengesellschaft. Tja, dann traf ich nach einiger Zeit die Assimilierten, Intellektuellen, Atheisten, Halb- und Vierteljuden – mein Leben krempelte sich um. Ich verlor den Halt, den ein fester Glaube verleiht. Trotz der vielen Jahre mit Hans, für den Religion ein Gräuel war, versuchte ich nach den Regeln des Judentums zu leben. Das gelang mir nicht mehr, nachdem ich Südafrika verließ, aber ich ließ meinen Sohn beschneiden. Er feierte Barmitzwa in einer orthodoxen Synagoge, in der die Mehrheit der Gäste weiße und schwarze Nichtjuden waren, und das war genauso unkonventionell wie alles andere in unserem Leben. Ich werde im jüdischen Friedhof in Münster begraben werden und definiere mich über meine jüdische Herkunft.

**Frederick Lubich:** Ihre Heimatstadt Fürth war einst als das fränkische Jerusalem bekannt und hat viele bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht, wie zum Beispiel Leopold Ullstein, den Gründer des Berliner Ullstein-Verlags, Julius Ochs, dessen Sohn Adolf Ochs die *New York Times* zur führenden Zeitung Amerikas machte, den Schriftsteller Jakob Wassermann und nicht zuletzt Henry Kissinger, Ruth Weiss und unseren gemeinsamen Freund Robert Schopflocher, den deutsch-argentinischen Schriftsteller, der letztes Jahr in Buenos Aires gestorben ist. Wie steht es heute mit der jüdischen Gemeinde von Fürth und im weiteren Sinn mit den jüdischen Gemeinden in Deutschland nach seiner Wiedervereinigung und der Einwanderung von Juden aus Osteuropa?

**Ruth Weiss:** So wie ich es verstehe, wären einige Gemeinden, die nach 1945 wieder entstanden waren, längst aufgelöst, wäre die Einwanderung aus Osteuropa nicht eingetreten. Die Fürther Gemeinde wurde von einem Rückkehrer gegründet. Im April 2017 verstarb Bella Rosenkranz mit 95 Jahren, die aus Russland zurückgekommen war, eine der letzten, wenn nicht die letzte der alten Fürther Gemeinde. Sie war in derselben Klasse wie Kissinger und meine Schwester. Ich denke, einige der Nachkommen der Einwanderer aus dem Osten werden die Gemeinden erhalten. Ob deren Zukunft außerhalb Städten wie Berlin oder München sicher ist, kann ich nicht einschätzen.

**Frederick Lubich:** Gibt es auch heute noch Spuren der deutsch-jüdischen Wahlverwandtschaft, von der so mancher im neunzehnten Jahrhundert geträumt hatte, ehe sich dieser Traum im zwanzigsten Jahrhundert in den größten Alptraum der Menschheitsgeschichte verwandeln sollte?

**Ruth Weiss:** Ich glaube kaum – aber ich weiß es einfach nicht. Ich glaube, es war ein einseitiger Traum der, wie Sie sagen, zum Alptraum wurde.

**Frederick Lubich:** Wie sehen Sie die Zukunft Deutschlands und Europas und nicht zuletzt die transatlantischen Beziehungen zwischen der Alten Welt und der Neuen Welt?

**Ruth Weiss:** In der Zeit des Präsidenten Trump scheint Bundeskanzlerin Merkel mutig Deutschland zum Führer Europas gemacht zu haben. Ein vereintes Europa mit bescheidener deutscher Führung Seite an Seite mit Frankreichs Macron wäre nicht schlecht. Was die Verbindung mit der neuen Welt, also dem Süden anbetrifft, so muss und wird sich einiges ändern. Chinas Entwicklung sorgt zum Teil dafür. Das alte Konzept der Entwicklungshilfe muss anders werden, Afrikas autokratische Führer müssen ersetzt und der Kontinent muss industrialisiert werden. Die Schatten größerer Katastrophen sind bereits durch Afrikas zunehmende Konflikte sowie den Klimawechsel sichtbar, Entwicklungen, die schon Millionen zu hungernden Flüchtlingen gemacht haben. Damit beschäftigen sich die reicheren Nationen noch nicht genug.



*Bildmitte: Frederick A. Lubich, Susan Wansink links und Imke Meyer rechts  
Foto: Heidi Schlipphacke*

## Frederick A. Lubich – „Nur wer sich ändert, bleibt sich treu“

### Zu Wolf Biermanns Lebensgeschichte *Warte nicht auf bessere Zeiten*

Im Herbst 2016 erschien Wolf Biermanns Buch *Warte nicht auf bessere Zeiten. Die Autobiographie*. Berlin: Propyläen, 2016, 543 Seiten. Wohl schon länger wartete das vereinte Deutschland auf die Lebensgeschichte des sicherlich zerrissensten Dichters, den die Deutschen je in ihrer langen Geschichte als Kultur- und Barbarenland gehabt haben. Nach Goethes *Dichtung und Wahrheit* und Heines *Deutschland ein Wintermärchen* – um nur zwei der repräsentativsten autobiographischen Texte der deutschen Literaturgeschichte zu nennen, die immer wieder auch das Persönliche mit dem Politischen verbinden – waren wohl auch die Erwartungen entsprechend hochgeschraubt.

Biermann fängt denn auch der autobiographischen Tradition entsprechend ganz von Anfang an, praktisch im Bauch seiner Mutter, ja er wird geradezu zu ihrem Bauchredner, wenn er in zahlreichen Einzelheiten und immer wieder in längeren direkten Reden berichtet, was seine Eltern und Verwandten damals rund um ihn herum so alles gesagt hätten. Kaum ist der Bub geboren und kann richtig reden und rennen, da prasseln und brennen auch schon die Bomben der Alliierten übers nächtliche Hamburg herein und verwandeln seine schöne, hanseatische Heimatstadt in ein danteskes Inferno.

Wenige Jahre später begegnen wir dem halbwüchsigen Biermann bereits in einer Ost-Berliner Ausbildungsstätte für die Freie Deutsche Jugend in einer sehr schnell immer unfreier werdenden sogenannten Deutschen Demokratischen Republik. FDJ und DDR sind nur zwei der bekanntesten Kürzel, die bald durch viele weitere vermehrt werden, wie AWA, DFF, EMW, GI, HO, HWG IM, IMF, KA, KOKO, LPG, ND, NVA, OdF, PGH, VEB, ZK und ZOV. Manche von ihnen sind erklärt, andere nicht. Jedenfalls sind sie allesamt Teil jener bürokratischen Verklammerungen, die Biermann so wortverspielt „Kaderwelsch“ (89) nennt. Für seine westdeutschen Zeitgenossen dürften noch einige von ihnen bekannt sein, jedoch für Brechts vielberufene „Nachgeborene“ werden sie kaum noch zu entschlüsseln sein.

Biermann nennt die DDR die „Musterbaracke“ (S. 198) des gesamten Ostblocks. Da der Autor nicht nur seine deutschen Brüder und Schwestern hüben wie drüben bestens kennt, sondern durch frühere Russlandkontakte auch noch mit dem Großen Bruder mehr oder weniger vertraut war, hätte man aus diesem schärferen Blickwinkel auch noch gern mehr über die tieferen Gründe der ostdeutschen Gründlichkeit erfahren, die den westlichen Frontstaat des Sowjetblocks zum totalitären Musterland par excellence machten. Keine andere Nation im Warschauer Pakt war gründlicher im Bespitzeln und Verfolgen und im Terrorisieren und Dokumentieren. War dies eine weitere gesellschaftliche Selbstverwirklichung des berühmt-berüchtigten deutschen Wesens, das stets pünktlich und penibel eine Sache um ihrer selbst willen macht, wie man es den Deutschen so schön schrecklich nachsagt? Oder war es eine vom Großen Bruder zusätzlich verordnete und weiter verschärfte Disziplin des kleinen Bruders an der Westfront der kommunistischen Weltrevolution? Biermann lässt sich darüber nicht weiter aus.

Und ein letzter kritischer Punkt: Der Umschlag des Bandes zielt ein Porträt des Autors, das ihn als ergrauten Wolf zeigt, als freundlichen, älteren Herrn und gutmütigen Großvater anstelle des frechen Sängers und wagemutigen Aufrührers, als der er deutsch-deutsche Geschichte gemacht hat. Dies ist umso unverständlicher, da dem Band zwei Bilderbögen mit insgesamt 61 zum Großteil markanten Fotos beigelegt sind, von denen einige in der Nachkriegsgeschichte Deutschlands geradezu ikonische Bedeutung gewonnen haben. Um nur drei sprechende Beispiele zu nennen.

Zum ersten das über die Jahre geradezu emblematische gewordene Cover der CBS-Platte *Warte nicht auf bessere Zeiten*, das den damals in Ost-Deutschland verbotenen Sänger in seiner Wohnung in der Ost-Berliner Chausseestraße zusammen mit seinen Freunden zeigt, die allerdings alle verdeckt bleiben mussten, um sie im damaligen Ost-Deutschland vor dem sofortigen Verdacht der Staatsfeindschaft zu schützen. Im Rückblick auf diese Zeit schreibt Biermann über die vielen Besuche von Freunden und Gesinnungsgefährten, die er über die Jahre in diesem Zimmer empfangen hatte: „Meine Wohnung kam mir vor wie die Wartehalle für die Weltrevolution zwischen den Welten.“ (S. 237)

Als zweites Bildbeispiel böte sich der Stasi-Schnappschuss durch das Guckloch einer Einkaufstasche an, der Wolf Biermann mit einer jungen Nina Hagen zeigt, der Tochter seiner damaligen Geliebten Eva-Maria Hagen. Wenige Jahre später sollte die junge Sängerin als melodramatische Königin des deutschen Punk weltweit Furore machen und Wolf Biermanns internationalen Ruhm als rebellischer Liedermacher beträchtlich überflügeln. Darüber hinaus veranschaulicht und versinnbildlicht dieser Schnappschuss auch auf offenkundige

Weise die komplette Übergeschnapptheit eines bürokratischen Kontrollapparats, der glaubte, auch noch aus dem stummen Lichtbild von einem alltäglichen Stadtbummel weitere sachdienliche Hinweise ziehen zu können.

Als drittes Bildbeispiel könnte man die Aufnahme von der langen stummen Umarmung Wolf Biermanns und Heiner Müllers auf der Frankfurter Buchmesse aus dem Jahr 1992 anführen. Es ist die öffentliche Begegnung und insgeheime Versöhnung von zwei bedeutenden Autoren und prominenten Helden der ehemaligen DDR-Intelligenz, von denen sich der eine, nämlich Müller, letztlich als peinlicher Feigling erwies, als er dem Druck von Stasi-Agenten schließlich nachgab und seine ursprüngliche Unterschrift unter die Petition gegen die Ausbürgerung Biermanns heimlich, still und leise wieder zurückzog. Alle drei Aufnahmen spiegelt auch etwas von jener Unsinnigkeit und Sinnlosigkeit wider, die sich in den Nachkriegsjahren in West-Europa zum Schauspiel des Absurden Theaters verdichten sollte.

An Stelle des jetzigen Titelbildes hätten derartige Aufnahmen, etwa zu einem dreiteiligen Bilderbogen kombiniert, weitaus anschaulicher wichtige Wegstationen Biermanns illustrieren können. Denn diese Autobiographie ist – allen bisherigen kritischen Anmerkungen zum Trotz – eine einmalige Lebensgeschichte, mehr noch, sie ist ein einzigartiges Jahrhundertbuch, das es denn auch verdient hätte, entsprechend wirksam aufgemacht zu werden.

„Nur wer sich ändert, bleibt sich treu“, so lautet eines der bekanntesten und bezeichnendsten Lieder Biermanns. Es fasst den Lebensweg und Wandlungsprozess dieses vielgeprüften und wohlgeprobten Künstlers auf prägnante Weise zusammen. Im Folgenden sollen wesentliche Stationen und Aspekte an bezeichnenden Beispielen näher veranschaulicht werden.

Zum Ersten war noch nie ein namhafter deutscher Künstler so lange und so gnadenlos in das Räderwerk der deutschen Geschichte geraten wie Wolf Biermann zur Zeit des Kalten Krieges und seiner historisch so einzigartigen ideologischen und militärischen Zerreißprobe.

Zum Zweiten hat Biermann seine lange Lebensgeschichte immer wieder mit selbstkritischen Darstellungen und ironisch-skeptischen Betrachtungen durchsetzt und hinterfragt, sodass sich ein facettenreiches Panorama dieser so antagonistischen Zeitgeschichte herauskristallisiert.

Zum Dritten hat er den Geist der Zeit nicht fiktionalisiert - wie etwa Thomas Mann in *Doktor Faustus* oder Goethe in *Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre* - sondern vielmehr die gesellschaftlich-geschichtliche Wirklichkeit auf vielschichtige Art und Weise dargestellt und durchleuchtet.

Zum Vierten war Biermann nicht nur ein talentierter Poet und Komponist sowie ein engagierter Sänger und Aktivist, er hatte auch zeitlebens eine große Begabung für Freundschaften – von seinen zahlreichen Lieb-schaften hier einmal ganz zu schweigen. Lang ist nicht nur die Liste seiner Freunde, sondern auch der Begegnungen und Bekanntschaften mit bedeutenden Persönlichkeiten aus allen möglichen politischen Lagern und kulturellen Bereichen, von Jean Paul Sartre über Rudi Dutschke bis zu Helmut Schmidt und über die transatlantische Brücke von Joan Baez bis zu Allen Ginsberg, die ihn beide zu verschiedenen Zeiten seines Auftrittsverbots in seiner Wohnung in der Chausseestraße besuchten. Diesen zahlreichen Begegnungen verdanken wir eine ganze Reihe von prägnanten Charakterstudien, die in wenigen Sätzen die Vorgestellten in wesentlichen Zügen skizzieren. Am denkwürdigsten ist vielleicht das zwiespältige Doppelporträt von Marcel Reich-Ranicki, dem jüdischen Literaturpapst der deutschen Nachkriegsliteratur, denn auch er, der Holocaust-Überlebende, war in die verräterischen Mühlen des Kalten Krieges und seines kompromittierenden Kulturbetriebes geraten.

„Umme Ecke“, diese umgangssprachliche Redewendung taucht in Biermanns Beschreibungen seiner Jahre in Ost-Berlin immer wieder auf. Dass so vieles „umme Ecke“ ist, unterstreicht das vertraute Ambiente, in dem er wohnt und in dem er sich zuhause fühlt – aller staatlichen Überwachung mehr oder weniger zum Trotz. In dieser Nachbarschaft wohnen seine Freunde nah genug, um sich immer wieder in seiner Wohnung zur „Zusammenrottung“ zu treffen, wie Biermann es in einer seiner Bildunterschriften nennt (Bild #20) und hierher finden auch die Gesinnungsgenossen aus aller Welt immer wieder ihren Weg.

Zum Fünften ist diese exemplarische Lebensgeschichte auch ein nicht unbedeutendes literarisches Meisterwerk. Auf seinen über fünfhundert Seiten vergeift sich der Sänger kein einziges Mal im Ton, bringt vielmehr seine Darstellungen und Beobachtungen immer wieder zu komplexen Schlussakkorden, die ihrerseits auch oft noch weitere Widersprüche wortwitzig und anschaulich weiterverarbeiten. So schreibt er zum Beispiel über seinen zerfallenen Idealismus angesichts des real-existierenden Kommunismus: „Meine ideologische Brille war zerbrochen und nun sah ich überhaupt nicht mehr durch.“ (S. 208) Hier werden die

zwei Redewendungen von der „rosa Brille“ und dem „blinden Glauben“ geschickt miteinander verbunden, sodass sie sich auch noch gegenseitig verstärken. Ähnlich assoziativ-expressiv sind auch immer wieder Biermanns Sprachbilder. So charakterisiert er zum Beispiel nach seiner Besichtigung der Stasi-Zentrale ihre unheimliche Innenwelt als die „Eingeweide der Mielke-Firma ... Halb Kafkas Schloss, halb Kühlschranks für Menschenfleisch.“ (S. 433)

Was seine vielfachen Wortspiele betrifft, so wettet er etwa über Christa Wolfs schriftstellernden Ehemann und all die anderen, die er des lahmen Mitläufertums im sozialistischen Werdegang verdächtigt, und verspottet sie als „Schriftsteller und Schrafftstuller und Schruftstaller“ (S. 412). Spöttischer lassen sich autoritätshörige Schreiber mit ihrer staatspolitischen Korrektheit nicht zerreißen und zerschreddern. Andererseits nennt Biermann in einer bezeichnenden Anspielung an die „Kraft-durch-Freude“-Propaganda im Dritten Reich seinen geschätzten ostdeutschen Dichterkollegen Volker Braun geradezu liebevoll einen „Kraft-durch-Kummer-Poeten“ (S. 330), wobei er mit dieser politischen Kontrafaktur nicht nur die Dynamik der psychischen Kompensation bezeichnet, sondern auch auf die Wiederkehr des deutschen Faschismus als deutschen Kommunismus anspielt und damit ihre totalitäre Perversion auf die parodistische Spitze treibt.

Mit einer ähnlich wortspielerischen Verdrehung beschreibt er auch das Lebensgeschick seiner Kollegin Sarah Kirsch, von der es heißt: „Sarah Kirsch stellte einen Ausreiseantrag und schmerzwandelte künftig in schleswig-holsteinischen Gärten“ (S. 342). Dieser ausgewanderte Schmerzwandel ist nicht nur eine offenkundige Verkehrung des landläufigen Lustwandels, sondern zudem auch eine unterschwellige Heraufbeschwörung der Gestalt Christi, des abendländischen Schmerzensmannes schlechthin, in seinem Leidensgarten Gethsemane am Fuße des Ölbergs.

Der Verfasser ergänzt seine verschiedenen Wortspiele mit weiteren Wortschöpfungen, von denen der von ihm geprägte Begriff „Liedermacher“ nur der bekannteste ist. So spielt zum Beispiel die Wortprägung „zerfreundet“ (S. 464) auf die Tatsache an, dass sich ehemalige Weggefährten oder vermeintliche Gesinnungsgenossen schließlich aus politischen Gründen zerstritten oder verraten haben. Geradezu leitmotivische Bedeutung gewinnen in diesem Zusammenhang auch mehrfach wiederholte Wortprägungen wie „Stasikrake“, „Stasi-Metastasen“ und „Maulschlachten“. Letztere beschreiben nicht nur Biermanns lose Zunge im öffentlichen Meinungsstreit, sie rufen darüber hinaus auch Luthers Leitspruch vom „Volk aufs Maul schauen“ herauf. Dieser volkstümliche Ratschlag hatte bekanntlich dem beredten Gottesmann und wortgewaltigen Übersetzer von Gottes Wort bei der nachhaltigen Reformation der dekadent gewordenen katholischen Kirche beste Dienste geleistet.

Einen geradezu literarischen Topos in dieser lebensgeschichtlichen Maulheldenlegende stellt das Thema der schleichenden Angst dar, die ihren Autor auf Jahre hin heimsuchte. Bekanntlich lebte er ja nicht nur jahrelange unter Hausarrest, Auftrittsverbot und ständiger staatspolizeilicher Überwachung, er war auch mehrfach Morddrohungen ausgesetzt und ist nicht zuletzt einem regelrechten Mordversuch mit knapper Not entgangen. Entsprechend räsoniert er immer wieder über seine begründete Furcht vor dem omnipräsenten Stasi-Terror: „Auch die Angst vor der eigenen Angst kann ein Ansporn sein.“ (S. 182) Im späteren Rückblick auf die ständigen Mutproben mit der alltäglichen Angst kommt Biermann zu dem geradezu schon skurril sophistisch erscheinenden Schluss: „Mancher Mut kommt ja auch aus der Angst vor der Ängstlichkeit.“ (S. 524) Aus dieser Angst vor der eigenen Angst ist sicherlich auch das Lied „Ermutigung“ entstanden, das zu einem der populärsten Protestsongs Biermanns werden sollte. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands hat er immer wieder erfahren, dass politische Häftlinge in den Gefängnissen der DDR dieses Lied sangen, um sich damit weiter Mut zu machen. Die Handschrift dieses Textes findet sich denn auch mitsamt seinen Noten programmatisch sowohl auf der ersten wie auf der letzten Innenseite dieser Autobiographie abgedruckt.

Eine weitere Quelle der Ermutigung zum Widerstand war nicht nur für Biermann, sondern auch für viele andere kritische Bürger der DDR der öffentliche Flüsterwitz, sich mit dem Spitznamen „Firma Horch und Guck“ (S. 217) über ihren widerlichen Spitzelstaat lustig zu machen. Biermann spinnt dieses kollektive Mock-Modell noch weiter aus. So beschreibt er zum Beispiel einmal die emsige Schar der ihn bei einer Stadtfahrt verfolgenden Beschatter als „Kostüme mit Menschenfüllung“ (S. 365), die sich unter anderem als „Passanten“, „Studenten“ sowie drei „Handwerker im Blaumann“ (S. 365) getarnt hatten. Dergestalt demaskiert er diese verkleideten Geheimdienstler als laienhafte Komparsen und somit ihr Terror-Regime als ein komisches Puppentheater.

Solch lachhafte Verkleidungsspiele ließen sich - vice versa - ohne weiteres in ähnlich unterhaltsamen Entkleidungsszenen weiterverfolgen, wie etwa in Biermanns recht anschaulicher Darstellung, wie sich seine siebzigjährige Mutter beim Passieren des Grenzstreifens zwischen Ost- und West-Berlin regelmäßig einer gründlichen Leibesvisitation zu unterziehen hat, die gewährleisten soll, dass sie für ihren sozialistisch so ungeratenen Sprössling auch keine staatsfeindliche Kontrabande schmuggelt. Als diese Prozedur einmal nicht

durchgeführt wird, telegraphiert seine Mutter mehr oder weniger amüsiert nach ihrer Rückkehr ins heimatliche Hamburg an ihren Sohn: „Striptease heute ausgefallen+++ Stop +++bin wohl zu alt +++ Stop +++ Deine Emma.“(S. 243) Heines geliebte Mutter, die ihr verbannter Sohn bekanntlich seinerseits in seiner Geburtsstadt Düsseldorf zurücklassen musste, würde sich bei derartiger Korrespondenz garantiert im Grab umdrehen. Und in der Tat, so komisch dieses ironische Telegramm auf Anhieb erscheinen mag, letztendlich ist diese groteske Burleske, die eine alte Frau und Mutter wegen ihres Sohnes immer wieder aufzuführen hatte, nur noch zum Heulen.

Biermann hat nicht nur ein scharfes Auge für markante, lustig-traurige Szenen, sondern auch ein feingestimmtes Sensorium für magische Momente. Ein gutes Beispiel dafür ist sicherlich das gedankliche Vorspiel zu seinem Konzert in Köln 1976. Im Flug von Ost-Deutschland nach West-Deutschland droht er einer fiebrigen Erkältung zu erliegen. „Der Drachentöter hat Husten“ (S. 329), kommentiert er mock-heroisch sein Dilemma. Als er sich jedoch dann erstaunlich schnell wieder von diesem Krankheitsanfall rechtzeitig erholt und zu seiner großen, historischen Veranstaltung auch erscheinen kann, kommt er über diese erstaunliche Wende zu dem folgenden Schluss: „Plötzlich war die ganze Erkältung wie weggezaubert. Es kam mir vor wie eine wundersame, ja eine geradezu walter-benjaminische Rettung – und das soll heißen: Ich kuschelte mich unter die berühmten Fittiche des Angelus Novus im scharfen Wind, der vom Arbeiter-und-Bauern-Paradies von Osten her an den Rhein wehte.“ (S. 328) Das ist die heilsgeschichtliche Epiphanie als realsozialistische Travestie. Poetisch-ironischer lässt sich des Autors geschichtliche Sternstunde kaum kolportieren.

Erwähnenswert ist auch Biermanns Beschreibung seiner Begegnung mit Heiner Müller in der bereits erwähnten Frankfurter Buchmessenzene: „Wir standen und standen. Und schwiegen einander alles, was wir uns endlich mal zu sagen hatten. [...] Als wir diese kleine Ewigkeit so dastanden auf der Verlagsparty, grummelte mir Heiner in den Hals ein uncodiertes Wort für die ewige Zitatenkiste: ‘Wolf, es gibt eben auch ein Menschenrecht auf Feigheit‘“(S. 505f) Am Ende des Kalten Krieges ist dieses leise Geständnis eines ausgewiesenen Linksintellektuellen von geradezu entwaffnender Ehrlichkeit - und so tröstlich wie traurig in seiner ganzen intellektuellen Redlichkeit. Was für ein Trostpflaster auf unsere wunde Weltgeschichte!

Das Bild der modernen Malerei, welches im Rückblick die heraufziehenden Schrecken des zwanzigsten Jahrhunderts am sinnbildlichsten zum Ausdruck bringt, ist sicherlich Edvard Munchs „Schrei“ und Biermann hat es dann auch in seiner Galerie symbolischer Gemälde mit aufgenommen. Es ist eine Gemäldegalerie, die von Cranach und Botticelli über Goya bis zu Picasso reicht. Das bedeutendste Sinnbild ist in diesem kunsthistorischen Kontext zweifellos die vom Autor erwähnte spätromantische Allegorie Delacroixs „Die Freiheit führt das Volk“, in welcher die Freiheitsgöttin noch vollkommen zuversichtlich die großen Hoffnungen der Französischen Revolution, die emanzipatorische Triade der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen in ihrer ganzen ikonischen, erotisch-utopischen Dynamik verkörpert und versinnbildlicht. Biermanns Lebensgeschichte figuriert in diesem gesellschaftsgeschichtlichen Sinnzusammenhang als die letzte große Desillusion dieses radikalen, egalitär-sozialistischen Erwartungshorizonts. Dieser große Abgesang ist nicht nur mit dem Herzblut des Autors geschrieben, an ihm haben auch viele seiner verfolgten Schicksalsgenossen mit ihren Schmerzen im Geiste mitgeschrieben.

Biermann belegt seine autobiographische Abrechnung mit dem Bankrott des kommunistischen Experiments auch mit zahlreichen Zahlen und Fakten. Ihm zufolge beläuft sich zum Beispiel das Akten-Material, das der staatliche Kontrollapparat über Biermann angesammelt hat, auf rund 50 000 Seiten. Entsprechend groß und grotesk ist die Anzahl der 200 Stasi-Spitzel, die im Laufe der Jahre seinen Freund Robert Havemann observierten und drangsalierten. Um eine derartig intensiv-systematische Überwachung zu ermöglichen, hatte das Ministerium für Sicherheit in Ost-Berlin 30 000 Mitarbeiter beschäftigt, die im Laufe der Jahre einen Berg von sage und schreibe sechs Millionen Ordnern aufgehäuft hatten. So kehrten in einer seltsam zufälligen Zahlengleichheit die sechs Millionen Auschwitzopfer des deutschen Faschismus als sechs Millionen Karteileichen des deutschen Kommunismus wieder.

Der Höhepunkt dieser realsozialistischen Geschichtsgroteske war nicht nur die Tatsache, dass dieses vermeintliche Arbeiter- und Bauernparadies von einer hohen Mauer mit tödlichen Selbstschussanlagen verbarrikadiert war, sondern dass zusätzlich die Regierung der Bundesrepublik aus diesem Bauern- und Arbeiterlager im Laufe der Jahre in einem beispiellosen Menschenhandel insgesamt 34 000 politische Häftlinge freikaufen musste. Eine antifaschistische Schmierentragedie sondergleichen.

Einige der Freigekauften haben letztendlich ihren Kampf um Freiheit und Bürgerechte dennoch mit dem Leben bezahlt. Am Beispiel von Jürgen Fuchs, einem langjährigen Mitstreiter und Schicksalsgenossen Biermanns, der mit 48 Jahren an Blutkrebs gestorben ist, eröffnet der Verfasser die Vermutung, dass nicht nur Jürgen Fuchs, sondern auch der Dissident Rudolf Bahro, der Rockpoet Gerulf Pannach sowie andere Kritiker des Regimes frühzeitig an den Folgen radioaktiver Vergiftungen durch Stasiagenten ums Leben

gekommen sind. Genügend Dokumente aus den Giftschränken der DDR weisen jedenfalls in die Richtung dieser abgründigen Mördergrube.

Und mitgegangen mitgefangen wie Biermann einst in dieser wuchernden Kontrollkrake und ihren Stasi-Metastasen gewesen war, schrieb er während dieser Zeit selbst rund 50 Tagebücher, um seinerseits alles genau zu protokollieren und zu dokumentieren. Diese täglichen Aufzeichnungen ließ der Autor sicherheits- halber von einem guten Freund verstecken – der sich freilich umgekehrt Jahre später seinerseits als inoffizieller Mitarbeiter der Stasi entpuppen sollte. Inzwischen sind dem Autor zufolge seine eigenen Aufzeichnungen auf weit über 200 Tagebücher angewachsen und bilden die wesentliche Grundlage für das „Puzzle meiner Lebensgeschichten“ (S. 528). Ihr Verfasser hofft, dass sie sich zu einem instruktiven „Sittengemälde deutsch-deutscher Zeitgeschichte“, wenn nicht gar auf längere Sicht zu einem „Stückchen Weltgeschichte“(S. 528f) zusammenfügen.

In der Tat, Biermanns Lebensgeschichte hat ganz das Zeug dazu. Sie ist ein beispielhaftes Bruchstück all jener Konfessionen leidenschaftlicher Weltverbesserer, die die Experimente des Totalitarismus und seines geschundenen Jahrhunderts überlebt hatten und beredt Zeugnis davon ablegen. Ihre politischen Utopien vom Himmel auf Erden waren allesamt dazu verdammt, immer wieder zur Hölle zu führen. Biermann hat dieses internationale Projekt mit seinem Werk und seinem Leben expressis verbis regelrecht ad absurdum geführt. Man könnte in einer weiteren Drehung dieser surrealen Realität geradezu argumentieren, dass sich in diesem Autor eine Spielfigur des Absurden Theaters selbständig gemacht hatte, um im real existierenden Sozialismus noch einmal ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

\*\*\*

Als Renegat des Marxismus ist Biermann natürlich ein versierter Linkshegelianer und so hat denn auch Hegels dialektische Geschichtsphilosophie in Biermanns Weltanschauung zahlreiche Spuren hinterlassen. So schreibt er etwa in einer seiner ersten Betrachtungen über Hegel: „Er durchschaute, dass zwischen dem Zufall und der Notwendigkeit eine tiefe dialektische Spannung wirkt. Seine geniale Erkenntnis gehört zur Grundausrüstung in meinem Werkzeugkasten. Hegel schrieb: Das Notwendige setzt sich immer zufällig durch.“ (S. 380) Im Geiste Hegels kommt der Autor denn auch bald zu der Erkenntnis, dass die unverzügliche Wiedervereinigung, wie sie die Bevölkerung gefordert hatte, letztlich die beste Lösung gewesen sei: „Das dumme Volk ist eben manchmal klüger als seine Berufsklugen.“(S. 427)

Das Volk, „der große Lümmel“, wie Heine es einst ironisch genannt hatte, wusste es in der Tat besser als so manche westlichen Besserwisser und Kassandrarufer nach dem Mauerfall. In diesem Fall ist Biermanns Schlussfolgerung sicherlich ein guter Denkkzettel an all jene Vordenker des Volkes, die es geteilt sehen wollten. Der Verfasser findet zudem auch noch ausgerechnet im Berg seiner Stasi-Ordner weiteres Beweismaterial, dass dieses Volk in jener harten Zeit nicht nur das Herz am rechten Fleck hatte, sondern auch den Kopf richtig angeschraubt: „Ich fand in meinen Akten viel mehr widerspenstige Menschen als Schweinehunde.“ (S. 487)

„Ich bleibe, was ich immer war: halb Judenbalg und halb ein Goj.“ (S. 487) So lautet eine der letzten Kapitelüberschriften dieser Autobiographie und dieses Kapitel repräsentiert, wenn man denn so will, auch die symbolische Krönung, wenn nicht gar dialektische Versöhnung dieser so exemplarisch zerrissenen Lebensgeschichte. Die Geschichte der Juden in Deutschland ist rund 2000 Jahre alt, jedoch erst im 19. Jahrhundert konnte sich im Zuge ihrer rechtlichen Gleichstellung ein deutsch-jüdisches Bildungsbürgertum herausbilden, das denn auch in der Weimarer Republik gleich ihre erste große kulturelle Symbiose erlebte, ehe sie im Dritten Reich auf bodenlose Weise zugrunde gerichtet wurde.

Von Anfang an ist sich Biermann nicht nur der jüdischen Abstammung seines Vaters Dagobert Biermann voll und stolz bewusst, er fühlt sich auch ganz und gar dessen kommunistischen Idealen verpflichtet. So wie sein Vater von den Nazis nicht nur als Jude, sondern auch als Kommunist ermordet worden war, so verband auch sein Sohn jahrelang den Kampf gegen das Vermächtnis des Faschismus mit dem Kampf für einen gerechten Kommunismus. Dieser epochale Kampf an zwei Fronten gewann für Biermann schließlich letzte konkrete Konturen in dem literarischen Lebenswerk und tragischen Lebensschicksal des polnisch-jüdischen Stückeschreibers Jizhak Katzenelson und vor allem in seinem Opus Magnum „Dos lied vunem oisgehetn jidischn folk“(S. 489), einem dramatischen Dokument des jüdischen Widerstandes im Warschauer Ghetto, bei dem auch sein Verfasser letztendlich sein Leben lassen musste. Biermann übersetzte das Werk als „Großen Gesang des Jizhak Katzenelson vom ausgerotteten jüdischen Volk“ (S. 492) und ging damit auf mehrere Vortragsreisen, die ihn von den Konzertsälen Deutschlands bis zu den Kibbuz-Schulen Israels führten. Auf diese Weise gewann er immer mehr jüdische Freunde, sodass er schließlich zu der Erkenntnis gelangen sollte: „Nach dem Gesetz der Juden, der Halacha, bin ich überhaupt kein Jude. Und religiös bin ich schon gar

nicht. Doch der lebendige Stoffwechsel mit all diesen Juden hat mich im allerbesten Sinne mehr und mehr 'verjudet'." (S. 492)

Der Historiker Dan Diner hatte die gescheiterte deutsch-jüdische Symbiose eine „negative Symbiose“ genannt und diese Bezeichnung ist in der Geschichtsschreibung Deutschlands nach dem Holocaust zu einem feststehenden Begriff geworden. Wolf Biermann verkörpert mit seiner zerrissenen Lebensgeschichte nicht nur diese tiefe, geschichtliche Wunde mit Leib und Seele, sondern - vice versa et mirabile dictu - auch das Wunder ihrer allmählichen Heilung. Am unmittelbarsten bringt der Autor dies wohl zum Ausdruck, wenn er über seinen Sohn David schreibt: „Er wurde [...] meiner dunklen sephardischen Großmutter Louise Löwenthal immer ähnlicher, nicht nur äußerlich. Ja, das berührt mein Herz und beruhigt meine Seele.“ (S. 424f)

Die letzten Kapitel dieser Lebensgeschichte skizzieren den Lebensabend eines alten, jedoch offenkundig noch recht rüstig gebliebenen Mannes, der mit seiner Umwelt und seinem Schicksal Frieden geschlossen hat. Als Vater von insgesamt zehn Kindern mit verschiedenen Frauen lebt er seit Jahren mit seiner geliebten Pamela in einer glücklichen und immer wieder gepriesenen Ehe und verbringt die Sommermonate regelmäßig mit seiner Familie und Freunden in Südfrankreich. Das wiedervereinigte Berlin hat ihm die Ehrenbürgerschaft verliehen und sein vereinigtes Vaterland hat ihn mit mehreren Auszeichnungen gebührend gewürdigt.

Biermanns letzte Betrachtungen und Schlussfolgerungen sind so romantisch wie realistisch. Was das Letztere betrifft, so heißt es lapidar über alle Theorien und Praktiken des Kommunismus: „Der Marsch ins Paradies der kommunistischen Endlösung zwingt sie alle in die totalitäre Diktatur.“ (S. 524) Der Zusammenbruch des ostdeutschen Regimes zeitigte jedoch umgekehrt zwei beispielhafte historische Superlative. Biermann hebt hervor, dass nicht nur diese letzte Gewaltherrschaft auf deutschem Boden in der „friedlichsten aller Revolutionen“ (S. 427) ihr unblutiges Ende fand, sondern dass auch „zum erste Mal in der Weltgeschichte fast die kompletten Geheimakten einer Diktatur erhalten werden und auch ans Licht kommen.“ (S. 505)

Des Autors romantische Coda kristallisiert sich in dem Gedicht „Heimweh“, mit dem er seine Lebensgeschichte zusammenfasst und worin es unter anderem heißt: „Die alte Sehnsucht macht mich manchmal noch besoffen / spür nächstens den Phantomschmerz aus dem Paradiese.“ (S. 527) Das ist noch einmal das alte, messianische Leiden am Verlust der kommunistischen Utopie, der nicht nur Biermann, sondern auch noch so manch andere gute Geister im Laufe ihres katastrophalen Unterganges heimsuchten sollte.

Doch Biermanns letzte Verse gehören dezidiert nicht den politischen Leiden, sondern vielmehr emphatisch den privaten Freuden: „Mein Weib, du bist Utopia für mich geblieben / ich könnt nicht singen, auch nicht schrein nach Kräften / schon gar nicht schweigen ohne unser blindes Lieben.“ (S. 572) Das ist das geradezu schon salomonisch anhebende Hohe Lied auf das Wunder und den Zauber der Großen Liebe, die wohl erste und auch letzte irdische Heilsgeschichte unserer jüdisch-christlichen Zivilisation, das utopische Phantom des verlorenen und wiedergefundenen Paradieses.

Schon der spätrömantische Heinrich Heine, der getaufte Jude und ebenfalls aus seinem Vaterland verbannte Träumer von einer besseren Welt, hatte schon anderthalb Jahrhunderte zuvor in seinen Gedichten und Geschichten den großen Weltentwurf von sozialer Gerechtigkeit und erotischer Glückseligkeit geträumt. Sein *Deutschland ein Wintermärchen* war die preußische Wirklichkeit für diesen utopischen Gegenentwurf. Es ist ein Allgemeinplatz der deutschen Kulturgeschichte, dass wohl kein anderer deutscher Dichter auf so vielfache Weise zum Vorbild seines Nachfahren im Geiste werden sollte wie Heine mit seinem Pariser *Wintermärchen* für Biermann und seinem Berliner *Wintermärchen*.

Romantik und Rebellion, Weltschmerz und ein Herz für die Leiden und Freuden dieser Welt, eine Auge für den zauberhaften Augenblick sowie Sinn und Verstand für den rechten gesellschaftlichen Fortschritt, all das sind wesentliche Eigenschaften, welche die Besten der deutschen Geistesgeschichte beflügelten und sie begeistern und beseelen auch noch auf vielfache Weise Wolf Biermanns beispielhafte Lebensgeschichte. Sie repräsentiert auf einmalige Weise den Geist der Zeit in all seinen Widersprüchen, reflektiert die Konflikte ihrer Epoche und resümiert sie geradezu programmatisch mit dem Titel einer der bekanntesten Platten des Liedermachers *Warte nicht auf bessere Zeiten*, eine ermahnen aufmunternde Aufforderung, die ja auch seiner gesamten Autobiographie den sprechenden Titel gegeben hat. Und in der Tat, noch nie ging es den Deutschen insgesamt besser als nach der Wiedervereinigung ihres Landes. Schon lange lebten sie nicht mehr in einer so langen Friedenszeit und noch nie in einer Welt mit so vielfacher Freiheit, allgemeinem Wohlstand und weitreichender Gerechtigkeit. Diese gemeinsamen Errungenschaften gilt es zu schätzen und zu schützen und vor allem im Verbund mit den Ländern Europas zu bewahren und weiter zu entwickeln. Doch kehren wir noch einmal zurück zu Heines romantischer Utopie, zur großen Vision vom universalen Menschheitsglück.

„Mein Weib, du bist Utopia ...“: Mit diesem erotisch-exorbitanten Horizont spannt der Autor weit über Heine hinaus einen kulturgeschichtlichen Spannungsbogen zu niemand anderem als Walther von der Vogelweide. Mit keinem anderen deutschen Dichter und Denker scheint Wolf Biermann genauer betrachtet - pace Heine - so exemplarische Parallelen gemeinsam zu haben wie mit diesem dichtenden Vaganten und singenden Musikanten. So wie der mittelalterliche Minnesänger ein Leben lang durch sein sogenanntes Heilige Römische Reich Deutscher Nation gewandert war, um mit seinen Liedern dessen Glanz und Glorie zu verkünden, so war auch Biermann ein Leben lang durch Stadt und Land gezogen, zuerst durch seine sogenannte Deutsche Demokratische Republik, dann für die letzten Ideale des Euro-Kommunismus durch die Länder West-Europa und schließlich explizit gegen dieses ideologische Phantom als letzten traurigen Treppenwitz jener verrotteten Ersatzreligion, die tatsächlich anderthalb Jahrhunderte lang geglaubt hatte, den Himmel auf Erden errichten zu können.

Und so wie Walther von der Vogelweide in seinen zahlreichen Reichssprüchen sowohl die Tugenden des höfischen Rittertums in höchsten Tönen pries als auch die Laster der Herrschenden immer wieder im bitteren Unmutston beklagte, so zog auch Wolf Biermann mit seinen Kampfliedern und Spottgesängen immer wieder „halb feige, halb frech“ (S. 118) mutig und unmutig vom Leder. Und so wie Letzterer jahrelang seinem Staat als erster Staatsfeind galt und mit verschiedenen Bürgerrechtlern und Widerständlern in Verbindung stand, so gehörte auch schon Walter von der Vogelweide den Vermutungen seiner Kenner zufolge zeitweilig zu einer Gruppe von politischen Verschwörern, wenn nicht gar deklarierten Hochverrätern.

Und so wie sich einst Walther von der Vogelweide als mittelalterlicher Meistersänger der „Hohen Minne“ und der „Niederer Minne“ einen umstrittenen und bald ausgezeichneten Namen gemacht hatte, so sollte auch Wolf Biermann im Laufe seines Lebens über seine politisch-agitatorischen Protestlieder hinaus mit seinen zahlreichen Liebesliedern Anerkennung finden. Und so wie einst der Minnesänger ein erotisch-platonisches Paedagogium entworfen hatte, so verwandelte auch der Liedermacher die Erfahrungen seiner langen Wanderjahre und vielen Liebschaften in eine regelrechte Liebeslehre. Im Folgenden sollen einige ihrer Wegstationen auf dem Weg in Richtung Endstation Sehnsucht in groben Zügen nachskizziert werden.

So wie sich schon die Venusnarren des Mittelalters den alten Schwänken und Erzählungen zufolge für ihr Leben gern vor den Venuskarren spannen ließen, so ist auch Biermann zeit seines Lebens ein großer Verehrer der legendären Liebesgöttin des heidnischen Altertums gewesen. In diesem Sinne prast er schon früh auf Robert Havemanns Datscha in so manch einem sommerfestlichen „Sauf-, Venus- und Fressgelage“ (S. 136), preist die Schauspielerin Eva-Maria Hagen, die in den ersten Jahren seines Auftrittverbots seine Geliebte gewesen war, als „die vielleicht populärste DDR-Venus“ (S. 184) und rühmt die berühmte Joan Baez, die ihn damals anlässlich ihres Konzerts in Ost-Berlin besucht hatte, als „singende Venus aus Amerika“ (S. 187). Und auch Christine Barg, eine seiner späteren Geliebten, erschien ihm bei ihrer ersten Begegnung „wie das blühende Urweib.“ (S. 289) Biermanns sozialistische Inamorata war damals gerademal neunzehn Jahre alt und ein „lebenshungriges Kind aus der Nomenklatura“ (S. 290), was sie für den verliebten Sänger freilich nur noch bestrickender machen sollte: „Ich eroberte von meinen Feinden das schönste Weib“ (S. 290). Wenn es also um den Zauber der Venus ging, wusste der staatsfeindliche Troubadour so manches Lied zu singen und über seine reizende Christine sollte er denn auch eine seiner schönsten Liebeslieder schreiben: „So ist meine Tine / am Morgen noch Traube / zum Mittag Rosine / am Abend schon Wein.“ (S. 290)

Es besteht kein Zweifel, der umstrittenste Politbarde der DDR war damals nicht nur auf der Suche nach dem sagenhaften Arbeiter- und Bauernparadies, sondern auch nach jenem arkadischen Elysium, wo Mann und Frau wieder zu jener fabelhaft ursprünglichen Einheit zurückfinden, die bereits der Komödiendichter Aristophanes in Platons *Gastmahl* so verheißungsvoll beschrieben hatte. Aristophanes' erotisch-mythische Utopie in Platons Trinkgelage ist denn auch in der Tat die Lieblingsgeschichte des Liedermachers und er kommt nach ihrer ausführlichen Erörterung zu dem poetisch-philosophischen Schluss, in dem er ganz in der Nachfolge von Aristophanes über den Sinn und Zweck des Lebens sinniert: „Männer und Frauen können nur dann wieder ein Ganzes werden, wenn jede Hälfte im Gewusel der Menge endlich ihr verlorenes Gegenstück findet – und festhält.“ (S. 413)

In anderen Worten, was die Große Liebe betrifft, die zauberhafte Verbindung zwischen „Niederer Minne“ und „Hoher Minne“, sowie ihre dialektische Steigerung und utopische Überhöhung, da könnten der moderne Liedermacher und der mittelalterliche Minnesänger sicherlich nicht mehr übereinstimmen. Von der wunderbaren Aufhebung dieser magisch-mystischen Minne im sagenhaft Ewig Weiblichen hier einmal ganz zu schweigen. Nachdem die letzten Reichssprüche geklopft und die letzten Maulschlachten geschlagen sind, sind sich diese beiden Wandersänger der Großen Liebe über die Zeiten hinweg einig in dem uralten, heidnisch-christlich gemischten Chor: „Omnia vincit amor“!

„Firma Horch und Guck“ hat das Privatleben ihrer renitenten Bürger und subversiven Künstler nach allen Regeln des modernen Geheimdienstes ausgekundschaftet, jedoch dem Verdacht nachzugehen, dass es sich bei ihrem berühmtesten Liedermacher vielleicht um einen verkappten Wiedergänger des berühmtesten Minnesängers des deutschen Mittelalters handeln könnte, diesen Versuch sind sie ihm ein Leben lang schuldig geblieben. Dabei hätten sich die Inoffiziellen Mitarbeiter damals bei ihrer genaueren Spurensuche nicht einmal als Raubritter oder Wegelagerer in Schale werfen müssen.

In Anbetracht dieses detektivischen Desiderats kann eine genauere Textanalyse beim Nachweis von Biermanns näheren Beziehungen zur Lebenswelt des Mittelalters ein gutes Stück weiterhelfen. Es gibt in diesem über fünfhundertseitigen Aufzeichnungen eine ganze Reihe von Begriffen und Ausdrücken, die in diese Richtung weisen können, wobei einige von ihnen wiederum mehrfach auftreten, sodass sie einmal mehr leitmotivische Bedeutung gewinnen. Zu ihnen gehören Wörter wie „Hofnarren“ (S. 149, 244), „Bänkelsänger“ (S. 79, 193), „Dunkelmänner“ (S. 522), „Spielmann“ (S. 146), „Barde“ (S. 280), „Ketzer“ (S. 527), „fahrender Sänger“ (S. 392), „Wander-gesellen“ (S. 336), „Troubadour“ (Bild#15, 527), „Drachen“ (S. 181, 310, 447), „Drachentöter“ (S. 527), „Nibelungen“ (S. 330, 506), „Hexe“ (S. 502) und nicht zuletzt „Zwergen-riese“ (S. 527), denn wenn es je einen solchen Ausbund an Widersprüchen gegeben hat, dann in der roman-tischen Märchenwelt längst vergangener Zeiten.

Darüber hinaus beschwören Hauptwörter wie „Schmerzensmann“ (S. 352) und „Knebelketten“ (S. 387) und Beiwörter wie „geächtet“ (S. 196,265) und „gebrandmarkt“ (S. 196,262) weiter die mittelalterliche Unterwelt der Folterkammern und Femegerichte herauf. Das mehrfach auftauchende Wort „Hippe“ (S. 408 et passim) bezeichnet in diesem Zusammenhang sowohl ein altes, böses Weib als auch das Werkzeug des Sensenmannes, der mittelalterlichen Verkörperung des allgegenwärtigen Todes schlechthin. In diesen archaischen Kontext gehören auch altmodische Komposita wie „Brautgang“ (Bild #13), „Fegefeuer“ (S. 35) und „Seelenseuche“ (S. 227), altertümliche Wandervorstellungen wie „hinter jedem Strauch ein Strauchdieb der Stasi“ (S. 202) oder auch so veraltete Sprachbilder wie das Gitarrenvergleichnis vom „klingenden Holzschild mit sechs Saiten“ (S. 128).

Des Sängers durchgehende Bevorzugung des altmodischen Wortes „Weib“ gegenüber dem zeitgemäßen Wort „Frau“ gehört ebenfalls in diese archaisierende Vokabularisierung, genauso wie die verschiedenen Wortzusammensetzungen mit „Leib“, wie etwa „Leibpoet“ (S. 109), „Leibspitzel“ (S. 202), „Leibromancier“ (S. 245) et al. Sie alle sind sprechender Nachhall jener mittelalterlichen Leibeigenschaft, die in der DDR erneut traurige Urstände feiern sollte in Gestalt der bedingungslosen Staatsergebenheit und absoluten Parteihörigkeit all ihrer Untertanen hinter dem Eisernen Vorhang.

Zu erwähnen wären in diesem sprachlichen Zusammenhang auch Ausdrücke wie „Durchstecherei“ (S. 471) und „Schildbürgerei“ (S. 109, 272) oder sprichwortartige Sprachgebilde wie „Stütz und Stachel“ (Bild #27). Letzteres ist möglicherweise auch ein spöttischer Seitenhieb des Autors auf die altbackenen und oft doppelgemoppelten Selbstbeschreibungen des DDR-Regimes, in dem der Staat als „Arbeiter- und Bauernstaat“ (S. 89), das Staatselement als „Hammer und Sichel“ und „Schild und Schwert“ als ritterliche Umschreibung seiner rabiatischen Stasi-Praktiken fungiert. In anderen Worten, horch und guck und um jede Ecke kommt ein staatlicher Held und stattlicher Recke!

Schaut man also diesem Staat aufs Maul, so gibt er sich mehr und mehr als mittelalterlich anmutende Trutzburg zu erkennen, wobei der sogenannte Schutzwall gegen den Faschismus im westlichen Kapitalismus geradezu zum pars pro toto dieses totalitären Staatsgebildes und reaktionären Schreckgespenstes wird. In Anbetracht dieser Trutz- und Schutzmauer gewinnt denn auch Biermanns Wortschöpfung vom „Widersprecher“ (S. 176, et passim) weitere hintergründige Bedeutung. Vordergründig stellt das Wort eine Verdeutschung von Dissident sowie eine Erweiterung des Wortes Widerspruch dar, untergründig schwört es jedoch auch unweigerlich den sogenannten „Widersacher“ der mittelalterlichen Weltanschauung selbst herauf, hinter dessen Decknamen sich bekanntlich einst der Leibhaftige höchstpersönlich verborgen hatte, jener düstere Dritte in Dürers berühmtem Dreierbund von „Ritter, Tod und Teufel“.

Durch das virtuelle Visier der Ritterrüstung betrachtet, musste Biermann seinen Dunkelmännern in der Tat nicht nur als ihr schlimmster Widersprecher, sondern als Widersacher schlechthin erscheinen. Jedenfalls war Letzterer wohl bekannt dafür, auch noch die feste Burg Gottes so lange zu umschleichen, bis sie ihm und seinen Myriaden von geheimen Mitstreitern zu erliegen drohte. Aus der Perspektive des real existierenden Sozialismus bedeutete das den Endsieg des westlichen Kapitalismus, des internationalen Klassenfeindes, kurzum, den Triumph Amerikas, von dem man bekanntlich in gewissen Gegenden in der Tat dunkel munkelt,

es sei der Große Satan. Und egal, ob Wunsch, ob Wahn, glaubt man dem Teufel, dann ist bestimmt was dran. Anders gewendet: Credo, quia absurdum!

Projektion hin und Realität her, das archaische Meta-Narrativ der sozialistischen Staatspropaganda sowie der weitere, mittelalterliche Mummenschanz, den der Autor mit all seinen Hofnarren und Spielleuten treibt, verdichtet sich im Verlauf des Erzählgeschehens mehr und mehr zu einem regelrechten Puzzle von Parallelwelten, das sich schließlich in einem sprechenden Ahnenporträt des Autors kristallisiert, in dem er seinen Familiennamen in der Tat bis ins Mittelalter zurückverfolgt: „Bier-Mann ist ein alter jiddischer Vorname [...] Bier hat gar nichts mit Bier zu tun, sondern kommt von ‚bören‘, das heißt tragen, also plattes Mittelhochdeutsch-Jiddisch: der Börer, der jüdische Träger. Biermann ist also ein alter proletarisch-jüdischer Vorname.“ (S. 160)

Man könnte auch noch erweiternd hinzufügen, dass dieser alte, jüdisch-proletarische Träger in der Gestalt Christi seine prototypische Präfiguration findet, denn dem christlichen Glaubensbekenntnis zufolge hatte er sämtliche Sünden dieser Welt auf sich genommen. Trotz dieser unglaublichen Bürde, die dieser jüdische Träger und Bringer der christlichen Heilsgeschichte auf sich nahm, ist sein Volk auf Jahrtausende hin für seinen Opfertod verantwortlich gemacht worden. Wäre ihm logischerweise nicht vielmehr dafür zu danken gewesen, diese endgültige Erlösung überhaupt erst möglich gemacht zu haben? Stattdessen wurde das Judentum gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung vor allem als Mörder Gottes geächtet und als Verbündete des Teufels gebrandmarkt und gegen Ende des zweiten Jahrtausends in den antisemitischen Exzessen des Faschismus und Kommunismus millionenfach zum gesellschaftlichen Sündenbock verteufelt und dergestalt verfolgt und ermordet. Börmann, Biermann, welch sprechende Bürde, welch geschichtliches Erbe! Nomen est omen! Per saecula saeculorum! Quod erat demonstrandum: Theatrum Mundi ad absurdum!

\*\*\*

“Back to the Future“! Dies war die wohl populärste Parole der Postmoderne und ihrer internationalen Diskursbildung in den Achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Dieser zwieschlächtige Schlachtruf passt unserer „Firma Horch und Guck“ geradezu wie die Faust aufs Auge. Kaum ein anderer Staat wollte mit sich und den Seinen so weit zurück in die Zukunft, wie dieser so viel beschworene fortschrittliche Arbeiter- und Bauernstaat mit all seinen Träumen vom Niemandsland des verlorenen und wiedergewonnenen Paradieses. Biermann spielt denn auch immer wieder auf dieses so widersprüchliche Zurück in die Zukunft an und zwar mit seiner stehenden Redewendung von der „verdrehten Welt“. Er bringt sie vor allem dann zur Sprache, wenn er seiner Verwunderung über ihre zahllosen Widrigkeiten und Verrücktheiten bildlich Ausdruck zu verleihen sucht. Biermanns Redewendung ist eine weitere poetische Variante des vor allem in der Literatur der Romantik populären Topos von der „verkehrten Welt“.

Da Biermann sich in seiner Lebensgeschichte auch immer wieder als Possenreißer profiliert hat und sich dergestalt auf so manch schelmischen Schabernack versteht, ist nicht auszuschließen, dass er seine verkehrte Welt immer weiter zurückdreht, bis er schließlich wieder dort ankommt, wo er schon einmal gewesen war. Der fahrende Sänger als zeitreisender Geisterfahrer, als Heines oft beschworenes „Enfant perdu“ (S. 223 et passim). Alors, bon voyage! Et honi soi qui mal y pense!

Zeitgeist hin und Weltgeist her, fest steht jedenfalls, dass sich der moderne Liedermacher und der mittelalterliche Minnesänger eine Menge zu sagen und zu singen hätten. Sie sind zweifelsohne Brüder im Geiste und so können sie sich über die Jahrhunderte hinweg noch lange austauschen ganz nach dem alten, volkstümlichen Spruch „Aus Alt mach Neu“ oder in den Worten Biermanns „Nur wer sich ändert, bleibt sich treu“!

*[Dieses Biermann Essay ist die Langversion einer viel kuerzeren Buchrezension, die in der amerikanisch germanistischen Fachzeitschrift Monatshefte erschienen ist (Monatsheft 4, No, 109,4, Winter 2017, pp.709-713)]*

## Hubert Dammer – Mit Biermann entlang der Mauer

Aus der S-Bahn-Kundenzeitung *punkt 3*

### Bahn-Lektüre

#### Wolf Biermann erzählt sein Leben

S-Bahn-Fahrer Hubert Dammer in das Buch geschaut

Ein Stückchen Welt in einer Familiengeschichte: Das ist die Autobiografie des Liedermachers und Lyrikers Wolf



Biermann, die dieser mit einer Warnung betitelt hat: „Warte nicht auf bessere Zeiten!“

Hubert Dammer, der gern während seinen nahezu täglichen S-Bahn-Fahrten von einem guten Buch begleitet wird, liest das Biermannsche Werk mit sichtbarer Freude. Was auffällt: Er streicht sich jede Menge Textpassagen an. „Das ist so meine Art. Dann finde ich später interessante Gedanken schnell wieder“, sagt Hubert Dammer. Obwohl er sich mit dem Künstler, der 1953 von Hamburg in die DDR übersiedelte und 1976 ausgebürgert wurde, ausgiebig beschäftigt hat, hält die Autobiografie noch Überraschungen bereit: „Dass er wie ich Mathematiker ist, habe ich nicht gewusst.“ | Claudia Braun

**Wolf Biermann: „Warte nicht auf bessere Zeiten! Die Autobiographie“**  
Propyläen Verlag, 576 Seiten  
ISBN-13: 978-3549074732



*Geschäftsführerlektüre*  
*Foto: Archiv punkt 3*

## Marko Martin – Tzili, Katerina, Erwin und all die Anderen

Aharon Appelfeld war ein illusionsloser Menschenfreund und der poetische Chronist des jüdischen Osteuropa. Zum Tode eines Ausnahme-Romanciers.

„Vielleicht sollte man die Lebensgeschichte von Tzili Kraus gar nicht erzählen. Sie hatte ein grausames, glanzloses Schicksal, und wenn sich nicht alles tatsächlich so ereignet hätte, könnte man Zweifel hegen, ob wir in der Lage wären, es zu erfinden. Da es sich aber ereignet hat, besteht kein Grund, es länger zu verbergen. Fangen wir also gleich an.“

Das Mädchen Tzili, verwaistes Kind in den Wäldern Osteuropas und Protagonistin des gleichnamigen Romans von 1982, ist nur eine der unzähligen Figuren, in die sich Aharon Appelfeld im Laufe seines Schriftstellerlebens verwandelt hat. Geboren 1932 in der Nähe des damaligen Czernowitz, starb er letzten Donnerstag (4. Januar 2018) in Petach Tikwa. In Anspielung auf Flaubert hätte er sagen können: „Tzili, c’est moi.“ Ein Teil seiner selbst wie der Junge Erwin, der ebenfalls zahlreiche Romane bevölkert - unter diesem Namen war Appelfeld, Kind einer bildungsbürgerlichen Familie, einst zur Welt gekommen. Als Chronist des gemordeten und untergegangenen osteuropäischen Judentums und seiner (Seelen-) Landschaften war er das, was man allzu gern einen „Jahrhundertzeugen“ nennt. Der sanftmütige Mann mit den freundlich-wachen Augen unter der jugenhaft wirkenden Schirmmütze, die er bis ins hohe Alter hineinrug, hätte jedoch einen solchen Podestnamen verschmäht - so wie ihm alles suspekt war, was mit pompöser Rhetorik vom Konkreten wegflutschte.



Foto: Archiv Marko Martin

„Es ist das Schicksal von Abstraktionen, dass sie dich für einen Moment packen und sich dann verflüchtigen. Nur Wörter, die Bilder auslösen, merkst du dir.“ Als er acht Jahre alt war, zerbrach die säkular-religiös ausbalancierte Idylle seiner Kindheit; die Mutter wurde von rumänischen Faschisten erschossen, er selbst wurde während der Deportation von seinem Vater getrennt und überlebte den Krieg in den ukrainischen Wäldern als angeblich arisches Kind, das vergessen musste, um zu überleben. Als der Autor dieser Zeilen Aharon Appelfeld letzten Herbst in seiner lichten, von Bücherregalen gesäumten Wohnung in Rechavia besuchte, saß da ein 85-jähriger Autor von knapp fünfzig auf hebräisch geschriebenen und in nahezu alle Weltsprachen übersetzten Romanen, die jene damalige Zeit wieder und wieder umkreisen. Weshalb aber ist keines dieser Bücher geschwätzig und redundant, sondern berührend sensualistisch, getragen vom Vertrauen, dass Vergangenes eben sehr wohl lebendig erzählbar ist? Wie entstand ein weltweit tatsächlich einmaliges Werk, in dem sich literarische Art naif und luzide Reflexion begegnen, eine dem Schicksal abgerungene Freude am autobiographisch grundierten Fabulieren, das sich freilich immer wieder selbst ins Wort fällt und den Leser darin hindert, in purer Lektüre-Behaglichkeit zu versinken?

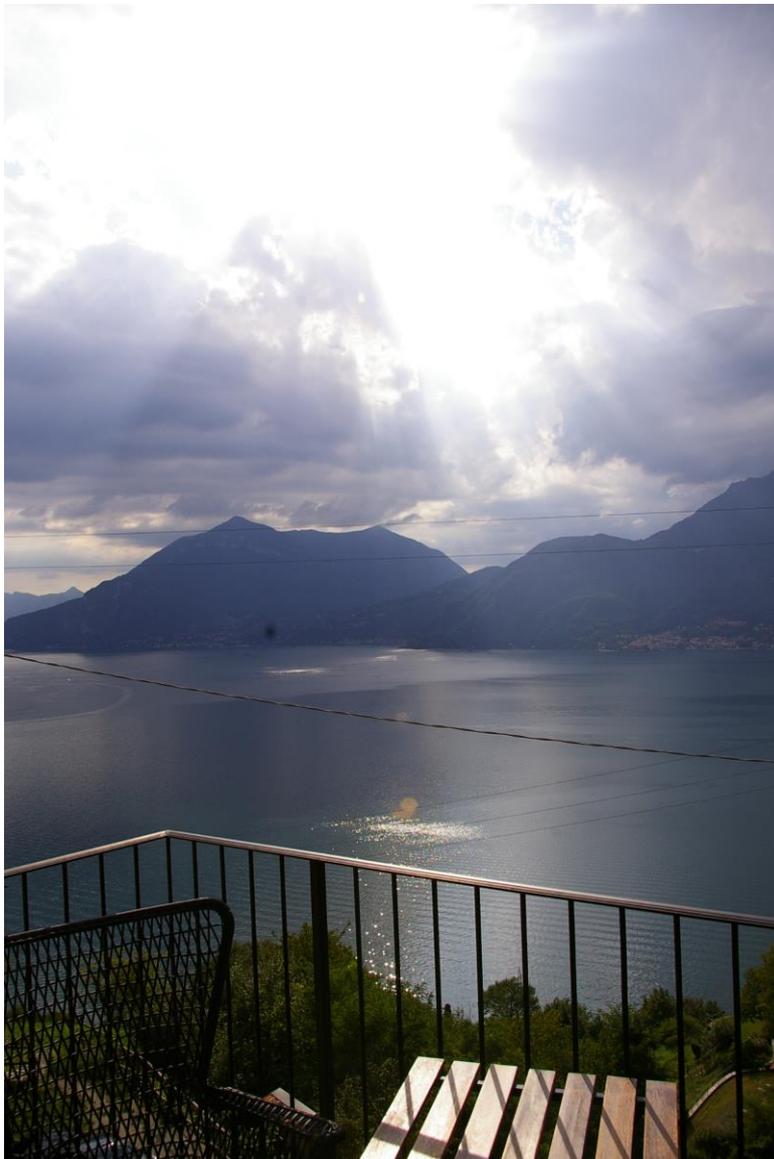
„Ich habe zeitlebens versucht“, sagte Aharon Appelfeld, „meinen Stil von Floskeln freizuhalten und auch auf Botschaften zu verzichten. Prosa ist da hilfreicher als Poesie, mit der ich einst in Israel begonnen hatte. Denn zu viel Reden über Gefühle führt uns in ein Labyrinth der Sentimentalitäten, zu abgedroschenen Phrasen. Ein Gefühl aber, das aus einer Tat herrührt, ist klar wie Kristall.“

Der oben erwähnte Roman-Satz „Fangen wir also gleich an“ beschrieb dabei nicht nur ein komplexes ästhetisches Verfahren - inklusive anwesendem oder abwesendem Ich-Erzähler - sondern auch ein Akt des Widerstandes. Denn wie und in welcher Sprache sollte sich einer erinnern, der 1946 schließlich aus einem Flüchtlingsschiff in Haifa an Land gewankt war, über Jahre hinweg nicht zur Schule gegangen war und das Deutsch der Eltern, das Jiddisch und Rumänisch der Großeltern vergessen hatte? Polnisch, Ukrainisch und Russisch (die letzten Monate des Krieges überlebte er als Küchenjunge der Roten Armee) hatte er lediglich in Fetzen aufgeschnappt. „Mit achtzehn Jahren konnte ich noch immer nicht richtig schreiben. Bei der Musterung in Afula füllte ich ein Formular aus, und der Diensthabende verbesserte mir die Rechtschreibfehler.“ Später würde Aharon Appelfeld in seinem Roman „Der Mann, der nicht aufhörte zu schlafen“, diese israelischen Anfangsjahre als eine Zeit des Dämmerns beschreiben, eines vorerst noch somnambulen Wiedererkennens seiner selbst. „Alles, was mir passierte, hat sich in den Zellen meines Körpers eingepreßt. Nicht in meinem Gedächtnis.“

Zu seinem und unserem Glück traf er dann, befremdet vom quasi-sozialistischen Aufbau-Elan der israelischen Literatur der fünfziger Jahre, auf Shai Agnon, den Nobelpreisträger, der ihm bescheinigte, literarischen Stoff für gleich drei Schriftstellerleben in sich zu tragen. „Es war, als sagte Agnon zu mir: ‚Du wurdest aus deiner Stadt und den Dörfern deiner Vorfahren vertrieben, und statt von ihnen zu lernen, hast du von den Wäldern gelernt.‘ Dann nannte er mir viele verborgene Einzelheiten von Czernowitz, als wollte er mir gleichsam - kurz vor seinem Tod - einen Vorrat für lange Zeit mitgeben.“

Die Quintessenz all der danach entstandenen Romane ist freilich keine folkloristische Nostalgie, sondern das Erschrecken über das Gefährdete menschlichen Daseins und die Brüche, die dem vermeintlich Stablen permanent innewohnen.

Der illusionslose Menschenfreund, den Philip Roth in einem seiner Romane sogar mit Klarnamen auftreten ließ (wir stellen ihn uns indessen eher als Seelenverwandten von Albert Camus und Czeslaw Miłosz vor) hatte dennoch - oder gerade deshalb - kein Gefallen an generalisierender Apokalyptik. Im Gegenteil. „Das Fundament“, hatte Aharon Appelfeld in Rechavia zum Abschied gesagt und ermutigend gelächelt, „ist immer in Gefahr, und die Menschen sind schwach. Doch nur ein Mensch, der seine Schwächen kennt, kann sie manchmal überwinden. Nein, nicht alles ist düster.“



*Lebenswege - Wasserwege - Wolkenwege II*  
Foto: Hubert Dammer

*Comer See*

## Utz Rachowski – Romantischer Einschub

Novalis  
kam  
von Weißenfels  
herunter  
überwiegend Bergbau  
direkt  
von Sophies Grab  
du lagst geborgen  
auf Schlegels  
Rokoko-Chaiselongue  
*Das früheste Dokument  
des deutschen Idealismus*  
war schon geschrieben  
später am Abend  
saßst du still  
auf Hölderlins Schoß  
denn du bist  
Amerikaner ein echter  
Cavalier

Du  
warst  
dazwischen  
gekommen  
wie die Romantiker  
den deutschen Philistern  
gingst noch  
in der gleichen  
hymnischen Nacht  
auf die Suche  
nach dieser erstaunlichen

Blume

von der Hardenberg  
abends so lange  
gesprochen hatte  
seine Suche blieb Fragment



Foto: Axel Reitel

früher Tod  
des  
*Heinrich von Ofterdingen*

Aber wir  
trafen uns wieder  
am Brandywine River  
in Chadds Ford/Pennsylvania  
beide mit lockerer Leine

Die Jenaer sprangen ab  
August Wilhelm Schlegel  
auf den Schoß von Madame de Staël  
Friedrich ging lieber gleich in die Kirche  
Lenau aber im Hundeschlitten  
jagte durch Ohio auf der Suche  
nach *seinem* Land  
du liefst ihm nach  
im knietiefen Schnee  
ihn zu warnen vor dem  
Irrlicht *Freiheit*, wieder eine Sophie...  
In Esslingen besuchten wir ihn  
er war schon todkrank von Suche

Novalis:  
*der Himmel war umzogen*  
umgezogen...

von Metternich nach Mielke

Wenig später  
kam Wolf Biermann  
in Jena vorbei zu Jürgen Fuchs  
in die Lutherstraße Nr. 25  
zu Bernd Markowsky  
auch zu den anderen  
Von-Damals-Helden  
die gut überlebten  
nur *Jonny der Trinker*  
fragt noch:  
*Wo gehen wir hin?*

*Den Zaunkönig jagen?*

Novalis beruhigt ihn:

*immer nach Hause...*

Du trägst die Blume im Maul

vielleicht bis zu mir...

In der Lutherstraße

lagst du sehr gemütlich

aber das Ding hieß

jetzt einfach nur noch *Sofa*

Wolf sang:

*Ich bring noch*

*das Salz*

oder ... *da sterben*

*noch und noch die allzu*

*frühen Blumen...*

Wir waren dabei:

sahen uns wieder

im Gefängnis

aber du entkamst

warst

bald in Ohio *on tour*

mit Lenau stecktest

Land ab

seine Irrtümer zu begrenzen

Aar um Aar Millionen freier

Blauer Blumen sollten...

Dort traf ich dich wieder

war schon alt Wolf sang:

*Die Zeit der Kirschen* du weißt

denn zu anderen Lieben als

zu deiner singe ich nie

lange nicht mehr

Alle

Von-Damals-Helden

Jenenser

die ums Sofa saßen

um dich

bevor du  
nach der blauen Blume gingst  
aus der Lutherstraße Nr. 25  
betreiben heute  
Gedenkstätten  
an sich selbst  
einer nahm  
gleich alle Akten mit  
nach Berlin  
ergraute bald  
vom alten Grauen...

Auf dem Toilettenpapier  
auf dem ich hier schreibe  
steht: „Du willst ins Fernsehen?  
Wir machen's möglich!“

Mit dir den Schlegels  
auch der Dresdner Tieck  
darf rein dort Novalis Holder  
dürfen rein... aber ich nicht  
ein wenig alt nicht fotogen  
aber du mit *Boni* ein echter  
Cavalier King Charles  
ein *Benheim* (weiß-hellbraun)  
aus Warschau  
der Schwester von Ewa die  
all das übersetzt ins Polnische

Deiner schönen langen Ohren  
wegen und überhaupt. Du.

(Annaberg-Buchholz/Erzgebirge, September 2017)

## *Roland Erb – Gedichte*

### *Damals der Herbst*

Das kaum umgilbte Blatt des Sommers  
fiel ab, schwarz rann aus Ähren Korn,  
der Regen kam in Maske, als Dunst und Regen anfangs,  
und später, hart am Ende, entblößt in weißer Scham.  
Weintrauben, ungepflückte, erstarrten schwer zu fäustern,  
die Flügellahmen irrten, hier winkte kein Versteck,  
ein Most so rot, entquollen den brüchigen Gefäßen,  
in Dampf und Rausch und Schmerzen auf Linnen Linnen fein  
floss: Sturmes wirre Peitschen fegten die Straßen rein.

### *Kypris*

Sie war so schüchtern und zugeknöpft,  
dass sich kein Anblick auftat.  
Sie war so verkantet, verschachtelt,  
dass die Zwillingplaneten nicht kreisten.  
Sie war so von Fertigteilen umstellt,  
dass der Zutritt zur Pforte versperrt blieb.  
Sie war so erstickend mit Planen bedeckt,  
dass die Knospen nicht springen wollten.  
Sie war so vom blinden Wahn vermauert,  
dass sie nicht aus sich raus ging.  
Sie war so höllisch verriegelt,  
dass sie des Himmels Hauch nicht spürte.  
Sie war so im Permafrost eingezwängt,  
dass mir das Blut in den Adern gefror.

### *Griechisch Lied*

Du hast gesungen,  
es war ein Aufbäumen  
in der Stimme.  
Alles zerbrochen,  
zerfetzt,  
nichts als zerstörte Substanzen,  
die eben noch  
ihren Kern

schützend umstehn.  
Natürlich  
darf ich nichts sagen,  
du singst  
ja nicht überirdisch.  
Doch ist es vielleicht nur dies,  
was du tun kannst  
zur Zeit.  
Du hast es gesandt  
in den Raum:  
Was bliebe  
dir sonst zu versuchen,  
die Kehle  
so eng umschnürt  
vom Verstummen.

### *Petersstraße*

Stadt, fremde Freundin, ich irre hier im Gewühl umher  
stumm, mit zerbissenen Lippen, versengter Haut.  
Ich will dich wieder treffen einmal, irgendwo in der Gräue,  
ich will dich fort schlendern sehn mit abweisender Hüfte,  
fragend geschütteltem Kopf, und möchte schmerzhaft umspannen  
die dünnen Gelenke, die frostigen Schulter umschlingen.  
Ich schiele nach den versklavten Brüsten unter dem Kleid und denke  
an deinen Körper, den kühlen, den Flüchtling,  
den Widerstand, die plötzlich aufblühende Freude.  
Ich will mit dir einmal noch gehen, gegen den feigen Wind, gegen  
das aufgezwungene Bild, die Schleimspur der Lichterpassage.  
Ich will mit dir trinken gehn ohne Schlips, Komplimente und Kragen  
und will dich die Steuererklärung vergessen lassen für jetzt und nie.  
Ich will durch die kühle Nacht mit dir ziehen am Stadtrand,  
im Dunkeln suchen ein Bett aus Ahornblättern und Erde.  
Das Adergeflecht, es glänzt rätselhaft unter Sternen. Kälte trinken!

### *In der Stille des Sturms*

Verwunderlich dein Gesicht  
und die zitternden Hände  
in der Stille des Sturms.  
Die Augen, die starr erschienen,  
beginnen zu sprechen,  
und rasch schlägt die heimliche Zunge,  
Wogen ziehn über die angespannte Haut  
und Röte befliegt sich,  
als lägst du im Fieber.  
Wie ein Pflug über den Acker des Körpers,  
den Leib aus Rinde, Blättern und  
fruchtbarer Krume,  
zieht ein heller Gedanke.  
Darunter, ich ahne es in der Tiefe,  
dein leuchtendes Blut.

### *Christine Koschel – Heute*

#### ***Von einem Brückenbau...***

Lassen Sie mich einen Augenblick unsere Vorstellung einem Modell zuwenden, das mir als Ort, als Ausgangspunkt des geistigen Brückenbaus erscheint, von dem ich uns wünsche, es bleibt lebendig, standhaft, inmitten des spielerischen Anscheins neuer Freiheit, die unsere Marktkultur favorisiert und auf dem Boulevard endet.

Seit dem Ende der Achtzigerjahre - nicht weit von der holländischen Grenze, am Niederrhein, im Zentrum eines Städtchens ohne Bahnstation, neben der alten Kirche und dem Marktplatz, befindet sich das Europäische Übersetzer-Kollegium.

Gegründet wurde es von Elmar Tophoven und Klaus Birkenhauer, den Herausgebern der zehnbändigen Werk-Ausgabe von Samuel Beckett. Geleitet dann von Klaus Birkenhauer, dem Kleist-Monographen und Übersetzer großer amerikanischer Autoren des 20. Jahrhunderts.

Dieses Europäische Übersetzer-Kollegium, entstanden nach dem geistigen Vorbild der Übersetzerschule in Toledo des 13. Jahrhunderts, die sich dazumal der Übertragung und Rettung von Werken der klassischen Antike mit der Zielsetzung widmete, diese Werke zugänglich zu machen für die der Sprache nicht kundigen Menschen, und damit zum Verstehen, zur Kenntnisnahme in anderen Kulturkreisen beizutragen.



*Foto: Archiv Koschel*

In der heutigen merkantilen Zeit ist ein solches Kollegium ein Faszinosum für Menschen, die neugierig auf die ganze Welt sind, ich meine, die ein heimliches *Salgado-Auge* besitzen und, mit ihrer angeborenen Liebe zur eigenen Sprache und Literatur und ihrem Können, diesen Ort der Begegnung mit anderen Sprachen suchen. Es ist die leidenschaftliche Intension, ein Sprachkunstwerk durch Übersetzung zugänglich zu machen in der

deutschen Sprache oder umgekehrt ein Werk aus dem deutschen Sprachbereich in eine andere Sprachenwelt einzupflanzen, damit es hervorzutreten vermag. Angeregt zu neuen geistigen Abenteuern auf dem Boden der literarischen Künste, in einer anderen Sprachwelt.

Dort, in diesem Straelener Europäischen Übersetzer-Kollegium bin ich vor 32 Jahren zum ersten Mal Alena Bláhová aus Prag begegnet, wir kamen auf sehr verschiedenen Lebenswegen zusammen, damals glaube ich, eine jede mit schmalen Koffern, meiner noch erinnerungsbeschwert, von einer Fluchtgeschichte als Kind in der Endzeit des „Dritten Reiches“, in der ich als 9 Jährige an der Hand meiner Mutter über die Karlsbrücke des von Deutschen Soldaten besetzten Prag gegangen bin. Alena hat mir nach meiner Erzählung damals ein winziges Foto geschenkt, die Karlsbrücke im Morgengrauen, vom Nebel wie an einen weiten Horizont entrückt.

Heute, wenn ich das kleine Fotobild in seinem roten Holzrahmen manchmal ansehe, fallen mir die Zeilen von *Böhmen liegt am Meer* ein, das Gedicht von Ingeborg Bachmann: „*Sind hierorts Häuser grün, tret ich noch in ein Haus. / Sind hier die Brücken heil, geh ich auf gutem Grund.*“

Sie bringen mich unversehens zu Alena und zu unseren oftmals gemeinsam erlebten Geschichten in Prag und in Rom und in Amsterdam. Ich bin mir gewiss, uns ist das gehn **auf gutem Grund** immer eigen gewesen.

Ich erinnere hier auch an eine der besonderen Verbindungen zu der Stadt Prag, zu seiner, wohl eine Zeit lang politisch bekanntesten Kleinkunsthöhle, dem **Theater am Geländer**, in der Nähe der Karlsbrücke. In den Neunzigerjahren hatte dort der „exzentrische“, junge Theaterregisseur Petr Lébl als künstlerischer Leiter und Regisseur die Bühne und die Schauspieler gefunden für seine provokanten Inszenierungen von einem neuen Theater, seinen eigenen Suizid als Hieroglyphe einschließend.

Als nach dem Millenniumswechsel Alena in diesem Theater am Geländer mich zu einer Lesung meiner Gedichte eingeführt hat, sie selbst hatte sie in die tschechische Sprache übersetzt, erschien mir das von rebellischen Theatervisionen vibrierende kleine Theater noch mit dem tragischen Verlust seines Regisseurs zu hadern. Der Funke sprang über zu einem Gedicht, das meine Hommage an den jungen tschechischen Theatermann Petr Lébl war. Auch heute bleibt dieses Künstlerleben als Vermächtnis den Deutungen offen. Seine Biographie von Radka Denemarková liegt in die englische Sprache übersetzt vor: *Thou shalt not fear death.*

Alles, was ich heute zu Alena Bláhová, der „Brückenbauerin“ von dichterischen Werken in die tschechische Sprache nicht hervorheben kann, 2015 ist sie in Klagenfurt mit dem Österreichischen Übersetzer-Staatspreis für literarische Übersetzung dafür gewürdigt worden. Werke von Rilke, Else Lasker-Schüler, Karl Kraus, Lou Andreas Salome, Ilana Schmueli - nur eine scheinbar heterogene Auswahl - sind durch sie von der deutschen in die tschechische Sprache übersetzt worden.

Ich erkenne darin ihre unermüdliche Umsorge für ihre Dichter, mögen sie weniger bekannt oder ausgezeichnet von der Kritik sein und den Zuspruch eines Bestseller gereiften Lesepublikums schon besitzen. Sie, als die Übersetzerin und leidenschaftliche Kennerin von Literatur sorgt sich, mit einem brennenden Zeitgefühl für die Bücher und einzelnen Werke, die das Licht der Welt erblicken müssen. Sie scheut dabei keine Mühen im *Literaturbetrieb*, dabei ist sie wagemutig, weil sie mit dem Dichter *konspiirt*: diese Verabredung und das Zusammenwirken, damit die Umnennung gelingt. Sie ist eine Grenzgängerin wie der Dichter und selbst als Grenzgängerin trägt sie seine Metaphern - die einmalige Währung - manchmal auch heimlich - wie er - herüber in ihr eigenes Sprachland. Sie ist seine Verbündete, nicht austauschbar, a l l e i n in der Dichtung existierend. - Hier lenke ich das Augenmerk auf einen Gedichtband von Ruxandra Niculescu: *Die Metaphernwährung*, 2013 im Pop Verlag erschienen; der Titel hebt die Metapher als einmalige Währungs-Art hervor und gleichzeitig den innewohnenden Anspruch.

Auf dem Feld, wo man zackern muß, inmitten der Technik-Allmacht zackern muß, um es mit Celanschem Akzent zu sagen, dieser Zackerei sich als Dichter, als Übersetzer, als Schriftsteller verschreiben, das ist ein Glück für alle, die auf das „unschuldigste aller Geschäfte“ bauen und es zu achten wissen.

\*\*\*

## Lutz Rathenow – Placebagedicht

Oh  
Wer  
Wo

Transsexualität  
Asexualität  
Tarnsexualität

Komplex  
Konkav  
Konzeptionell

Ach Krach Wach  
Lieb sein Wutschön  
Scheint die Sonne, wenn  
die Sonne scheint? Sollen wir  
denken, es schiene die Sonne.

Es wäre Licht.  
Wie tot fühlt sich das Sterben an  
Wenn einer nicht mehr leben kann

Nu, gucke.  
Ei, ei, ei.  
Alles suppi, krass.  
Was hat Sie denn, meine Gutste?

Ich kriege die Augen heute gar nicht auf, brauche Streichhölzer. Hilfe, ich schlafe ein. Vielleicht sterbe ich, na ja, merke ich ja dann nicht mehr.  
(Sagt die Verkäuferin am Backstand und verwechselt nicht mal die Brötchen.)

Ist ein Massenmord ein Massenmord, wenn er aus einer Kette einander nicht zusammenhängender Einzelmorde besteht? Was ist, wenn einer seinen Mord von eben wieder vergessen hat und auch vergessen hat, wen er ermorden wollte, aber das Gefühl jemand töten zu müssen, ist weiter da. Heikel, nicht schuldig, aber tatfähig. Kommen Schlafstörungen dazu, mordet einer aus Nervosität weiter. Ab wie viel Morden kippt der zwei- oder dreifache Mord in den Begriff Masse hinein. Wir zum Beispiel wären noch keine Masse.  
(Der eine redet am Tisch, der andere löffelt etwas und nickt ab und zu.)

Einer will einen bestehlen. Er hat gesehen wie der andere sich eine Geldbörse mit frisch getauschtem Geld in der Wechselstube einsteckte. Er verfolgte ihn im regen Gewühl. Was für ein Gefühl im Gewühl, aufregend, solange kein Regen dazukommt. Als er ihn erreicht, ist der andere gerade bestohlen worden. Der hält den Fast-Dieb für den Dieb. Große Aufregung, wenn auch unterhalb der Lynchebene. Der hier nicht zum Diebesgriff kam wird von der Polizei kontrolliert. Weil sie zwei andere Geldbörsen bei ihm finden werden, denkt der Taschendieb an das Schlimmste. Die Polizei findet aber nichts. Verdammt, denkt einer, was für eine Demütigung, unbemerkt bestohlen. (Und lächelt die sich entschuldigenden Polizisten freundlich an.)  
„Sie müssen rasch zu Alkoholikern werden, bevor sie zu Terroristen gemacht worden sind.“ ( Einer am Smartphone sprechend. Dann setzen sich zwei auf die andere Seite des Tisches im Speisewagen und löschen mit ihrem Gespräch jede andere Mithörmöglichkeit aus.)



Bildausschnitt Lutz Rathenow (vgl. S.69)

## Warum ist Exil immer aktuell für unser PEN Zentrum?

Wie es in der Einleitung zu unserer eigenen PEN-Geschichte steht - das Überqueren von Grenzen bringt nicht nur einen Verlust an Gewissheiten mit sich, sondern auch einen Gewinn an Wachsamkeit im Umgang mit Werten und Wörtern.

Vor und während des Zweiten Weltkrieges hat Rudolf Olden zahlreichen von den Nazis verfolgten Autoren zur Rettung nach England und in die USA verholfen. Diese Hilfe von Autoren für Autoren gehört zum Gründungsmythos unseres PEN Zentrums. Deshalb ist diese enge Verbindung von Autoren untereinander ein besonders wichtiger Teil unseres Auftrags.

Fast täglich beunruhigen uns heute neue Berichte über Autoren und Journalisten, die ins Exil gezwungen wurden. Schlimmer, uns erschüttern die Fälle von willkürlichen Verhaftungen und himmelschreienden Urteilen gegen mutige VertreterInnen des freien Wortes, von Folter und Tod. Diese Vorgänge sind allerdings ein Zeichen der immerwährenden Angst der Autokraten und Diktatoren vor dem freien Wort.

Die Gründer, und damit unsere direkten Vorgänger, haben uns in diesem PEN Zentrum gelehrt, dass Schweigen keine Alternative ist. Wir dürfen deshalb den Feinden des freien Wortes, der Gedanken-, Lese- und Redefreiheit ihre Angst nicht nehmen. Das sind wir heute und in Zukunft den mutigen Frauen und Männern schuldig, die mit dem Verlust der Heimat, dem Verlust der Freiheit oder sogar dem Verlust des Lebens dafür eingestanden sind. Wir werden nicht aufgeben!

Natürlich taucht immer wieder die Frage auf, warum das ursprünglich „Deutscher Exil-PEN“ genannte Zentrum nach dem Krieg nicht Teil des neuen deutschen PEN geworden ist. Es gab einige Gründe, auch persönlicher Art, aber über allem stand, dass unser PEN gegen jede Form des Totalitarismus, Rassismus und Antisemitismus stand und steht. Dies spiegelt sich nicht nur in den vielfältigen Texten, sondern auch in unseren täglichen Aktivitäten wieder. Laut protestieren und still helfen, und das über alle Grenzen hinweg.

Meine Versuche, daher wieder verstärkt mit Institutionen, welche die Literatur allgemein fördern und speziell auch das Andenken an Exil-Autoren pflegen, ins Gespräch zu kommen, stehen unter diesem Vorzeichen. Ich bleibe dran. Wir werden ca. im November 2018 eine PEN-Lesung in haben. Kontakte wurden aufgenommen mit der der Münchner Monacensia, der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, der Berliner Akademie der Schönen Künste, der Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, der Nationalbibliothek, sowie dem Goethe Institut und dem Münchner Literaturhaus, der österreichischen Exil-Bibliothek in Wien, sowie der Abteilung der Kulturstaatsministerin im Bundeskanzleramt. Das Ganze hat nur ein Ziel, unserem PEN Zentrum und seinen AutorInnen wieder mehr öffentliches Gehör zu verschaffen, getreu unserer augenzwinkernden Devise: Hoppla, wir leben noch!

Burkhard P. Bierschenck

Sekretär

## Neue Mitglieder

Wir konnten im letzten Jahr 2017 sechs und dieses Jahr 2018 bereits vier weitere namhafte neue Mitglieder in unserem Zentrum begrüßen:

### *Wolf Biermann*



*Foto: Thorsten Jander, 2006*

1936 in Hamburg geboren. Der Vater, Kommunist und Jude, wurde 1943 in Auschwitz ermordet. 1953 übersiedelte Biermann in die DDR. Erste Lieder und Gedichte seit 1960.

Seit November 1965 totales Auftritts- und Publikationsverbot. Wolf Biermann wurde der radikalste Kritiker gegen die Parteidiktatur der DDR. Veröffentlichungen in Westdeutschland.

1976 wurde Wolf Biermann - gegen alle Rechtsnormen - ausgebürgert. Die Ausbürgerung löste eine ungeahnt große Protestbewegung in Ost und West aus. Er kehrt nach Hamburg zurück.

Wolf Biermann wurde mit allen großen deutschen Literaturpreisen ausgezeichnet. Seine Gedichtbände sind unter den meistverkauften der deutschen Nachkriegsliteratur. Er gibt Konzerte in vielen Ländern der Welt und ist bekannt durch seine scharfzüngigen Essays, mit denen er sich provokant in die Tagespolitik einmischt. Wolf Biermanns Werke wurden in vielen Europäischen Sprachen veröffentlicht (in Schweden, Frankreich, Spanien,

England, Italien, Slowenien, Dänemark, Polen, Holland, Bulgarien, Portugal, Russland), zudem in USA, Südkorea, Japan und Israel.

Quelle: <https://www.wolf-biermann.de/vita> , 3.3.2018

### *Alan Posener*

Alan Posener, geboren 1949 in London, ist Autor für die „Welt“-Gruppe und das Blog „Starke Meinungen“. Posener hat als Lehrer, Übersetzer, Redakteur und Bluesänger gearbeitet und veröffentlichte über 30 Bücher.

[[Siehe auch Wikipedia](#)]



*Foto: Jenny Posener*



Fotoausschnitt Foto: Lutz Baumann

Bettina Wegner wurde 1947 in Berlin geboren, im Westteil. Nach der Gründung der DDR übersiedelten ihre Eltern – überzeugte Kommunisten – mit ihr nach Ost-Berlin. Sie erlernte den Beruf einer Bibliotheksfacharbeiterin und begann 1966 ein Studium an der Schauspielschule Berlin. 1966 war sie Mitbegründerin des Hootenanny-Klubs. Da das ursprüngliche Prinzip, jeder könne unzensuriert auf der Bühne seine Texte und Lieder bringen, bereits im ersten Jahr aufgegeben wurde, verließ sie die Gruppe 1967 wieder, weil der Klub plötzlich Oktoberklub heißen sollte und die FDJ schon alles an sich gerissen hatte. (Kurz darauf wurde der Hootenanny-Klub in Oktoberklub umbenannt und der FDJ unterstellt.)

Nachdem sie 1968 Flugblätter gegen die Intervention der Warschauer-Pakt-Staaten in der Tschechoslowakei (Prager Frühling) geschrieben und verteilt hatte („Es lebe das rote Prag!“, „Hoch Dubcek!“), wurde sie exmatrikuliert, verhaftet und wegen „staatsfeindlicher Hetze“ zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr und sieben Monaten auf Bewährung verurteilt. Die

Erfahrungen der Zensur und der Untersuchungshaft (ihr erstes Kind – mit Thomas Brasch – war gerade geboren worden), sollten fortan ihre Haltung und vor allem ihre Lieder prägen. Nach „Bewährung in der Produktion“ besuchte sie die Abendschule, holte ihr Abitur nach und absolvierte 1971/72 eine Ausbildung als Sängerin am Zentralen „Studio für Unterhaltungskunst“. Seitdem lebt sie freischaffend.

1974/75 organisierte Bettina Wegner, zusammen mit ihrem Mann Klaus Schlesinger, mit dem sie von 1970 bis 1982 verheiratet war, zunächst die Veranstaltungsreihe „Eintopp“ mit Literatur, Musik und Gesprächen. Es wurde ein Publikumsbeirat gegründet und wirklich jeder durfte sich beteiligen, auch auf der Bühne. Nach dem Verbot gab es dann die Reihe „Kramladen“, die „aus technischen Gründen“ von staatlicher Seite geschlossen wurde.

Nach Beteiligung an mehreren Protestschreiben (gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976, für die im Zusammenhang der Biermann-Proteste Verhafteten 1977 und gegen die Anwendung des Devisengesetzes gegen Robert Havemann, Wolfgang Hilbig und Stefan Heym) und dem Ausschluss Schlesingers und acht weiteren Autoren aus dem DDR-Schriftstellerverband wurden Bettinas Auftrittsmöglichkeiten immer weiter beschnitten.

Sie wurde bespitzelt und unter Druck gesetzt, ihre Ehe wurde „zersetzt“, ihr Alltag war von Verboten und Ausgrenzungen bestimmt. Ihre damalige Managerin Katharina Harich, die gleichzeitig Managerin der Gruppe MTS war, ermöglichte ihr in dieser Zeit noch Auftritte als „Geheimtipp“; auf den Plakaten stand nun: „MTS und Sängerin“. Ebenso half Werner Sellhorn, mit dem sie ein „unverfänglich“ klingendes Programm hatte: „Kurt Tucholsky und Lieder von heute“. Die Konzerte waren trotzdem überfüllt, denn Mundpropaganda war in der DDR sehr wirkungsvoll. Auch in einigen Kirchen konnte sie noch Konzerte geben, zum Beispiel in der Samariterkirche.

Als sie durch eine „Kennzeichen D“-Sendung von Dirk Sager 1978 auch im Westen schlagartig bekannt wurde, ergab sich für sie die Möglichkeit, ihre erste Langspielplatte (im Westen bei CBS) zu veröffentlichen, was ihr in der DDR nie ermöglicht wurde.

Es wurde ihr legendäres Konzert im Künstlerhaus „Bethanien“ in Kreuzberg aufgenommen, das auch heute noch im Besitz und Vertrieb einer großen Plattenfirma ist.

Auch konnte sie ihr Berufsverbot in der DDR nun mit Auftritten in der Bundesrepublik Deutschland, Österreich, Belgien und der Schweiz kompensieren, da sie als „Devisenbringerin“ plötzlich in den Westen reisen durfte. (Das war eine übliche Methode der DDR-Regierung, bekannte, aber unliebsame Künstler loszuwerden.) Nach Einleitung eines Ermittlungsverfahrens „wegen Verdachts auf Zoll- und Devisenvergehen“ sah sich Bettina Wegner 1983 als DDR-Bürgerin vor die Wahl gestellt, ins Gefängnis zu gehen oder ausgebürgert zu werden. Daraufhin zog sie nach West-Berlin um. Dieser Verlust der Heimat und der Verlust der kommunistischen Ideale wurden zu den wichtigsten Themen ihrer Lieder in den 1980er Jahren.

Nach ihrer Abschiedstournee 2007 gibt es keine Tourneen und Solokonzerte mit Bettina Wegner mehr, jedoch ab und an gemeinsame Auftritte mit Karsten Troyke & dem Gitarristen El Alemán.

Im November 2017 erschien eine 5-CD-Box:

*WAS ICH ZU SAGEN HATTE*  
120 Lieder aus 50 Jahren

Quelle: <http://www.bettina-wegner.de/vita.html>

## Jürgen Maehder



Prof. Dr. Jürgen Maehder (\* 22. März 1950 in Duisburg) ist ein deutscher Musikwissenschaftler und Opern-Regisseur.

Maehder absolvierte ein Studium der Musikwissenschaft, Komposition, Philosophie, Theaterwissenschaft und Opern-Regie in München und Bern. Seine Promotion erfolgte 1977 an der Universität Bern mit der Dissertation *Klangfarbe als Bauelement des musikalischen Satzes – Zur Kritik des Instrumentationsbegriffes*.

Anschließend wirkte Maehder als Assistent am Deutschen Historischen Institut in Rom und als Assistent von Stefan Kunze an der Universität Bern. Er bekleidete Professuren für Musikwissenschaft an der University of North Texas (Denton/TX) und an der Cornell University (Ithaca/NY). Seit 1989 ist er als Nachfolger von Rudolf Stephan Professor für Musikwissenschaft an der Freien Universität Berlin. In Berlin gründete Maehder 1989 das Puccini-Research-Center. Am Hawai'i Opera Theatre in Honolulu wirkte Maehder auch als Regisseur von Giuseppe Verdis *Rigoletto* (Premiere 9. Februar 1996).

Seine Veröffentlichungen erfolgten primär zur Operngeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts in Italien, Frankreich und Deutschland, zur Librettogeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, zur Inszenierungsgeschichte des Musiktheaters, zu italienischen Opernkomponisten des Ottocento, den Veristen (darunter insbesondere Giacomo Puccini) sowie zur Geschichte der Instrumentation und Klangfarbenkomposition und zur Musikästhetik. Maehder entdeckte 1978 Franco Alfanos vollständiges Finale (nach Puccinis Skizzen) zu *Turandot*, welches seit 1983 an verschiedenen Opernhäusern in der ganzen Welt aufgeführt wurde. Gemeinsam mit Thomas Betzwieser gibt Maehder seit 1994 die Reihe *Perspektiven der Opernforschung* heraus.

Zahlreiche neuere Publikationen verfasste er gemeinsam mit seiner Frau, der Taiwanischen Musikwissenschaftlerin Kii-Ming Lo, teils in chinesischer Sprache.

### Veröffentlichungen – Bücher (Auswahl)

- 1977 *Klangfarbe als Bauelement des musikalischen Satzes – Zur Kritik des Instrumentationsbegriffes*, Dissertation, Bern 1977, Privatdruck.
- 1983 *Turandot* (in Zusammenarbeit mit Sylvano Bussotti), Pisa (Giardini) 1983.
- 1985 *Esotismo e colore locale nell'opera di Puccini. Atti del Io Convegno Internazionale sull'opera di Puccini a Torre del Lago 1983*, ed. Jürgen Maehder, Pisa (Giardini) 1985.
- 1993 *Ruggero Leoncavallo nel suo tempo, Atti del Io Convegno Internazionale di Studi su Leoncavallo a Locarno 1991*, edd. Jürgen Maehder/Lorenza Guiot, Milano (Sonzogno) 1993.
- 1994 *Zwischen Opera buffa und Melodramma. Italienische Oper im 18. und 19. Jahrhundert, „Perspektiven der Opernforschung I“*, edd. Jürgen Maehder/Jürg Stenzl, Frankfurt/Bern/New York (Peter Lang) 1994.
- 1995 *Letteratura, musica e teatro al tempo di Ruggero Leoncavallo. Atti del Ilo Convegno Internazionale di Studi su Leoncavallo a Locarno 1993*, edd. Jürgen Maehder/Lorenza Guiot, Milano (Sonzogno) 1995.

- 1998 Nazionalismo e cosmopolitismo nell'opera tra '800 e '900. Atti del IIIo Convegno Internazionale di Studi su Leoncavallo a Locarno 1995, edd. Jürgen Maehder/Loranza Guiot, Milano (Sonzogno) 1998.
- 1998 Puccini's „Turandot“ Ä Tong hua, xi ju, ge ju, Taipei (Gao Tan Publishing) 1998 (in Zusammenarbeit mit Kii-Ming Lo).
- 2001 (in Zusammenarbeit mit Virgilio Bernardoni, Michele Girardi, Arthur Groos, Roger Parker, Harold S. Powers, Peter Ross) Studi pucciniani, 2/2001, Lucca (Centro Studi Giacomo Puccini) 2001.
- 2003 Puccini's „Turandot“, Guilin (Guanxi Normal University Press) 2003 (in Zusammenarbeit mit Kii-Ming Lo).
- 2003 Ai zhi si – Wagner's „Tristan und Isolde“, Taipei (Gao Tan Publishing Co.) 2003 (in Zusammenarbeit mit Kii-Ming Lo).
- 2004 Turandot de tui bian („The Transformations of Turandot“), Taipei (Gao Tan Publishing Co.) 2004 (in Zusammenarbeit mit Kii-Ming Lo).
- 2005 Tendenze della musica teatrale italiana all'inizio del Novecento. Atti del IVo Convegno Internazionale di Studi su Leoncavallo a Locarno 1998, edd. Jürgen Maehder/Lorenza Guiot, Milano (Sonzogno) 2005.
- 2006 „Duo mei a! Jin wan de gong zhu!“ – Li cha shi te lao si de „Sha le mei“ [„Wie schön ist die Prinzessin heute nacht!“ – „Salome“ von Richard Strauss], Taipei (Gao Tan Publishing Co.) 2006 (in Zusammenarbeit mit Kii-Ming Lo).
- 2006 Hua ge na – Zhi huan – Bai lu te, [„Wagner – Der Ring des Nibelungen – Bayreuth“], Taipei (Gao Tan Publishing Co.) 2006 (in Zusammenarbeit mit Kii-Ming Lo).

## Asli Vatansver



(geb. 1980, Istanbul), ist Soziologiedozentin mit dem Schwerpunkt Arbeits- und Schichtungssoziologie. Ihre Forschung ist hauptsächlich auf die Prekarisierung der hochqualifizierten (einschließlich der akademischen) Arbeitskraft ausgerichtet.

Sie studierte Soziologie an der Mimar Sinan Universität, Istanbul, und erreichte einen Master-Abschluss in Europastudien an der Universität Hamburg. 2010 erlangte sie die Doktorwürde in Soziologie von der Universität Hamburg. Ihre Doktorarbeit erschien als Buch im selben Jahr mit dem Titel „Ursprünge des Islamismus im Osmanischen Reich. Eine weltanalytische Perspektive“ beim Doktor Kovac Verlag, Hamburg.

Seit Herbst 2010 arbeitete sie an der Dogus Universität, Istanbul, als Juniorprofessorin, wo sie verschiedene soziologiebezogene Kurse wie „Sources of Contemporary Europe and Modern Ethics“, Mediterranean

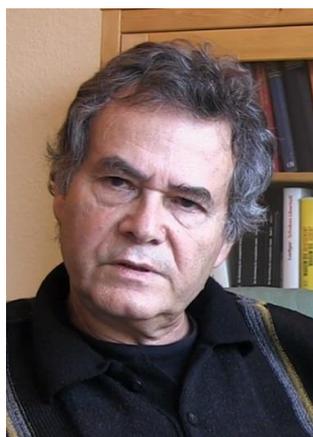
Civilizations from Antiquity to the 18th Century“, „Introduction to Sociology“, „European Integration“, „Sociology of Media“, „Sociology of Work“ and „Social History of Entertainment in the Republican Turkey“ lehrte.

Zusätzlich zu ihren Artikeln zu der Konstruktion des Prekariats als politischer Akteur, veröffentlichte sie 2015 gemeinsam mit einer Kollegin eine Studie zu der Prekarisierung der akademischen Arbeitskraft an türkischen Privathochschulen, die unter dem Titel „Ne Ders Olsa Veririz. Akademisyenin Vasıfsız İsciye Dönüşümü“ („Kann lehren, egal was“: Die Umwandlung der akademischen Arbeitskraft in ungelernte Arbeiter) beim İletişim Verlag erschien und eine lebhafte Diskussion auslöste.

Im April 2016 wurde sie ihres Amtes enthoben, weil sie den Friedensappell der türkischen Wissenschaftlerinnen unterschrieben hatte. Zwischen Oktober 2016-Mai 2017 war sie am Leibniz-Zentrum moderner Orient als Gastwissenschaftlerin tätig, im Anschluss dessen sie einen zweimonatigen Forschungsaufenthalt am Centre Marc Bloch verbrachte.

Vom 01.09.2017 bis 31.08.2018 wird sie an der Universität Padua in Italien als Gastwissenschaftlerin tätig sein.

## Gabriel Berger



1944	Geboren in Valence/ Frankreich in einer polnisch-jüdischen Familie, die 1933 aus Nazi-Deutschland geflohen ist
1946-1948	mit Eltern in Antwerpen/Belgien
1948-1957	mit Eltern in Wrocław/Polen; Grundschule
1957	Übersiedlung in die DDR, wegen antisemitischer Stimmung in Polen
1958-1962	Besuch der Oberschule in Oschatz und Leipzig; Abitur
1962 – 1967	Physik-Studium an der TU Dresden; Diplom
1968-1969	Grundwehrdienst in der Nationalen Volksarmee; öffentliche Parteinarbeit für den „Prager Frühling“
1969-1976	Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für Kernforschung Rossendorf (bei Dresden)
1975	Antrag auf Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland
1976-1977	Haft wegen „Staatsverleumdung“, danach Übersiedlung nach Westberlin
1978-1981	Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Kerntechnik der TU Berlin
1981-1984	Philosophiestudium an der TU Berlin und journalistische Tätigkeit, unter anderem in Polen (u.a. Sonderkorrespondent der WELT beim Kongress der Solidarność in Gdańsk)
1985-2006	Dozent im Bereich Informatik an diversen Orten Deutschlands
1986	Umzug nach Bonn, später nach Meckenheim bei Bonn
2004	Rückkehr nach Berlin
Seit 2006	Rentner und Schriftsteller

### Buchpublikationen

1988	<i>Mir langt's, ich gehe. Der Lebensweg eines DDR-Atomphysikers von Anpassung zu Aufruhr</i> , Herder Verlag Freiburg
2008	<i>Ich protestiere also bin ich. Erinnerungen eines Unangepassten</i> , Trafo Verlag Berlin
2009	<i>Von Helden und Versagern</i> (Erzählungen), Trafo Verlag Berlin
2011	<i>Josef und seine Kinder. Odyssee einer jüdischen Familie</i> , Trafo Verlag Berlin
2012	Mitautor in der Anthologie: <i>Unerkannt durch Freundesland. Illegale Reisen durch das Sowjetreich</i> ; von C. Klauß und F.Bötcher (Hg.), Lucas Verlag Berlin
2015	Mitautor in der Anthologie: <i>Beidseits von Auschwitz. Identitäten in Deutschland nach 1945</i> ; von Nea Weissberg, Jürgen Müller-Hohagen (Hg.), Lichtig Verlag Berlin
2016	<i>Umgeben von Hass und Mitgefühl. Jüdische Autonomie in Polen nach der Schoah 1945 – 1949 und die Hintergründe ihres Scheiterns</i> , Lichtig Verlag Berlin
2017	Fertiges Manuskript: <i>Mein Privatkrieg gegen die DDR</i>
In Arbeit:	<i>Der Kutscher und der Gestapo-Mann</i> (Erinnerungen an die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung der polnischen Stadt Tarnów durch deutsche Besatzer während des 2. Weltkrieges)
In Arbeit:	<i>Kaddisch für meinen Freund</i> (Ein Romanversuch)

## Helga Druxes



Helga Druxes, geb. 1959 in Wuppertal, Abitur 1977, danach Studium der Anglistik und Romanistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. 1979-80 Slater Fellow am Wellesley College, USA. 1982 Abschluß 1. Staatsexamen für das Lehramt.

1982-87 Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft mit Schwerpunkt Germanistik an der Brown University, M.A. 1985, Ph.D. 1987. Seit 1987 am Williams College, USA, wo sie als Professor of German deutsche Sprache, Literatur und Komparatistik lehrt. Ihre Forschungsinteressen sind Migrationsfilm, Neue Rechte in Deutschland, Navid Kermani, Neoliberalismuskritik.

### Publications:

#### Books:

*Resisting Bodies: The Negotiation of Female Agency in Twentieth-Century Women Writers*, Detroit: Wayne State University Press, 1996 in *Kritik* series.

*The Feminization of Dr. Faustus: Female Identity Quests from Stendhal to Morgner*, University Park: Penn State Press, 1993.

#### Co-edited Books and Special Issues of Journals:

Co-editor with Patricia Anne Simpson, special issue on Pegida, *German Politics and Society*, (Georgetown University and Berghahn Books), vol 34, no. 4 (Winter 2016).

Lead editor with Karolin Machtans and Alex Mihailovic, *Navid Kermani* (vol. 3 in series "Contemporary German Writers and Filmmakers," Peter Lang Oxford, June 2016).

Co-editor with Patricia Anne Simpson, *Digital Media Strategies of the Far Right Across Europe and the United States*, Lanham: Lexington Books, 2015.

## Susanne Schädlich

Susanne Schädlich wurde 1965 in Jena geboren. Sie ist Schriftstellerin und Übersetzerin. 2009 veröffentlichte sie den Bestseller *Immer wieder Dezember – Der Westen, die Stasi, der Onkel und ich*. 2011 erschien ihr Buch *Westwärts, so weit es nur geht*, 2014 *Herr Hübner und die sibirische Nachtigall*. Roman. Droemer, München und 2017 *Briefe ohne Unterschrift. Wie eine BBC-Sendung die DDR herausforderte*. Knaus, München. Im Jahr 2015 erhielt sie den Johann-Gottfried-Seume-Literaturpreis.



## Ines Geipel



Ines Geipel wurde 1960 geboren. Sie ist Schriftstellerin und wirkt als Professorin für Verssprache an der Berliner Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“. Die ehemalige DDR-Weltklasse-Sprinterin floh 1989 nach ihrem Germanistik-Studium aus Jena nach Westdeutschland und studierte in Darmstadt Philosophie und Soziologie.

Im Jahr 2000 war sie Nebenklägerin im Prozess gegen die Drahtzieher des DDR-Zwangsdopings. Vor allem hat ihr Buch *Verlorene Spiele* (2001) wesentlich dazu beigetragen, dass die Bundesregierung einen Entschädigungsfonds für DDR-Dopinggeschädigte einrichtete. Im Jahr 2005 gab Ines Geipel ihren Staffelweltrekord zurück, weil er unter unfreiwilliger Einbindung ins DDR-Zwangsdoping zustande gekommen war.

Ines Geipel hat neben dem Thema Doping auch vielfach zu anderen gesellschaftlichen Themen wie Amok, und anderen Nachwendethemen publiziert.

## Johann Holzner

Johann Holzner wurde 1948 in Innsbruck geboren.

Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie 1967-1972. Dissertation im Fachbereich Zeitgeschichte: *Untersuchungen zur Überwindung des Nationalsozialismus in Österreich*. Seit 1973 Lehrbeauftragter am Institut für Germanistik der Universität Innsbruck; seit 1985 Univ.-Doz., seit 1994 Prof. am Institut für Germanistik, 2001-2013 Leiter des Forschungsinstituts Brenner-Archiv an der Universität Innsbruck.

Lehrtätigkeit u. a. auch an der Universität Wrocław (1979/80), Universität Salzburg (1986), University of California, Santa Barbara (1994 u. 1996), Universität St. Petersburg (1998), Universität Jyväskylä (2009) und Universität Maribor (2012).



Forschungsprojekte und Publikationen v. a. zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in Österreich, zur Literatur im Exil und zur Literatur der Gegenwart. Mitherausgeber u. a. der Bücher:

- *Eine schwierige Heimkehr. Österreichische Literatur im Exil 1938 bis 1945* (Innsbruck 1992);
- *Ästhetik der Geschichte* (Innsbruck 1995);
- *Literatur der ‚Inneren Emigration‘ aus Österreich* (Wien 1998);
- *Literatur als Skandal. Fälle – Funktionen – Folgen* (Göttingen 2007, 2. Aufl. 2009);
- *Changing Addresses. Contemporary Austrian Writing* (New Orleans 2012);
- *Raum – Region – Kultur. Literaturgeschichtsschreibung im Kontext aktueller Diskurse* (Innsbruck 2013).

Zu den Forschungsprojekten *Sozialgeschichte des deutschsprachigen historischen Roman* und *Nachlässe österreichischer Autorinnen und Autoren in israelischen Archiven* vgl.

<https://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/mitarbeiter/holzner/>

## Auszeichnungen

### Geertje-Potasch-Suhr-Preis an Utz Rachowski



Im Oktober 2017 bekam Utz Rachowski von der „Society for Contemporary American Literature in German“ (USA) den „Geertje-Potasch-Suhr-Preis“ für Prosa zugesprochen.

*Foto: Archiv Utz Rachowski*

### Verleihung des Ovid-Preises 2018 an Herta Müller



Herta Müller wird vom PEN ZENTRUM deutschsprachiger Autoren im Ausland für ihr Lebenswerk mit den OVID-PREIS 2018 ausgezeichnet.

Die feierliche Übergabe erfolgt in festlichem Rahmen am 7.5.2018 in der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt/M.

*Foto: Annette Pohnert / Carl Hanser Verlag*

**Wir gratulieren herzlichst !**

## Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder

**Guy Stern berichtet:** Guy Stern war auf Einladung der Ludwig Maximilian Universität München und dem Haus des deutschen Ostens einer der Redner des am 20. Oktober 2017 veranstalteten „dies academicus“. Das Symposium stand im Zeichen des zu Unrecht vergessenen Journalisten und Theaterkritikers Ludwig Goldstein. Er erhielt 1933 als „Nichtarier“ - der Vater war Jude – sofortiges Berufsverbot trotz seines erfolgreichen Einsatzes für Gerhard Hauptmann und Arno Holz, u.a.m. und deren Versuch, dieses Verbot wieder aufheben zu lassen.

**Freya Klier berichtet:** Am 26. September hat Freya Klier gemeinsam mit ihrer Tochter Nadja nach dem gleichnamigen Film das Buch *Die Oderberger Straße* in Berlin herausgebracht, das anschließend auf der Frankfurter Buchmesse vorgestellt wurde.



*Unbekannter Leser, Nadja Klier, Freya Klier (v.l.n.r.)*  
Foto: Archiv Freya Klier



*Nadja Klier, Moderator, Freya Klier (v.l.n.r.)*  
Foto: Archiv Freya Klier

**Lutz Rathenow:** Einen der polarisierendsten Presseauftritte erzeugte in den letzten Monaten Lutz Rathenow in der Wochenzeitschrift *DIE ZEIT*. (v. 03.10.2017) Sein dortiger Gastbeitrag, der - gewürzt mit der Bobachtung, der übernommene Ruf der einstigen Demonstranten gegen das DDR-Unrecht „Wir sind das Volk“ hätte heute etwas Ausschließendes - der These nachging, dass „auch Demokratiediskurse Populismus beschleunigen können“, setzte einen bundesweiten Chor hunderter, konrovers kommentierender Bürger und Bürgerinnen in Gang, der auch einen Gut-Teil vor allem des widersprüchlichen emotionalen Ist-Zustandes in deutschen Landen zeigte.



*Harald Hauswald (l.) und Lutz Rathenow (r.)*  
Foto: Archiv Lutz Rathenow

**Günter Kunert:** Der RBB-Kulturtermin (Sa 03.02.18 19:04 | 39:43 min | Bis 04.02.19 | kulturradio) widmete sich in einem aufschlussreichen Gespräch mit Günter Kunert der Königsklasse der Literatur, der Künstlergeschichte, über Leben und das Schreiben und wie beide zusammenhängen. Der Kulturredakteur Salli Sallmann, selbst Autor, Liedermacher und Maler, hatte Günter Kunert in seinem Lebensmittelpunkt in Kaisborstel bei Itzehoe in Norddeutschland besucht. Das Interesse an dem 1929 geborenen Autor sei durch dessen annähernd 200 Buchtitel umfassendes Oeuvre nicht weniger geworden, war dabei erfreulicherweise zu hören. Und wer in der Mediathek nachhört, erfährt auf eingehende Weise auch, wieviel Arbeitsgänge ein Text von Günter Kunert „vom Notat der Idee, bis zur endgültigen Gestaltung“ braucht oder und warum er 1979, „beim Weggang aus der DDR“, den hohen Norden bevorzugt hat. Auch Kunerts Kollegin Sarah Kirsch war nach der Übersiedlung in den Norden gegangen.

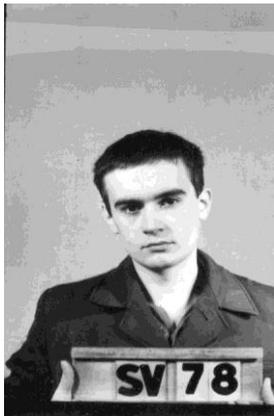


*Salli Sallmann und Günter Kunert (v.l.n.r.)  
Foto: Archiv Salli Sallmann*

## Writing for Writers: Briefe für Writers in Prison – Ein Auftrag aus der eigenen Geschichte

In dieser Rubrik berichten unsere WiP-Briefschreiber/innen von ihren Erfahrungen, ihren Motiven, Frustrationen und ihren Erfolgen. Hier ein Bericht von Axel Reitel

Aus einer persönlichen Erfahrung heraus, die mich noch immer in das Gefühl eines Wärmestroms versetzt, lag für mich mit der Aufnahme in das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland die Mitarbeit in der Sektion *Writers in Prison* klar auf der Hand.



Als ich in der DDR verurteilt wurde, zögerte ein mit meinem Bruder Ralf befreundeter Bühnentechniker am Theater Rudolstadt keine Sekunde, meinen Datensatz mit „rüber“ zu nehmen und Amnesty International anzuvertrauen, zunächst AI-France, die das Dokument an AI-Schweden weiterleitete, wo ich fortan als Klient betreut wurde. Dieses Glück hatten im Gefängnis Cottbus nicht viele. Auch mein Bruder, der als Schauspieler gut von der Presse aufgenommen wurde, hatte keine Sekunde mit seiner Geste der Solidarität mit seinem jüngeren Bruder gezögert. Einmal durfte er mich in Cottbus besuchen. Als Schauspieler konnte er reden ohne den Mund aufzumachen. Zuversichtlich ging ich in „meine“ Zelle zurück. Bis Anfang des Jahres 2018 ging ich von dieser einen, ungeheuer wichtigen Schutzzone aus.

Politische Haft Cottbus 1981  
Foto: Archiv Axel Reitel

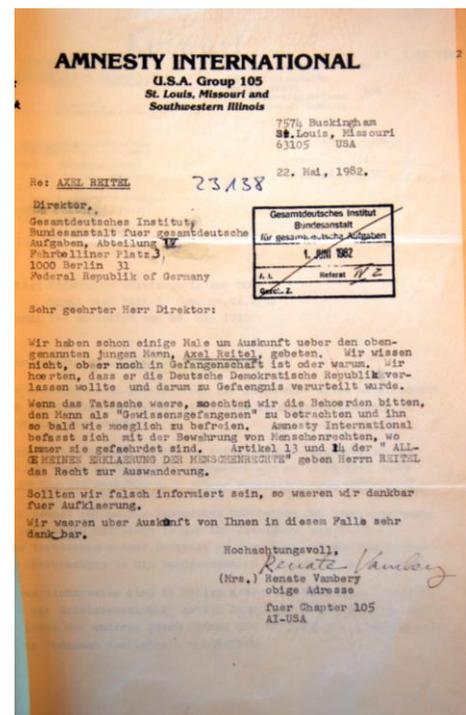
Neu eingesehene persönliche Unterlagen im Bundesarchiv Berlin lehrten mich aber eines viel Besseren. Nicht nur von Stockholm/Bollstabruck aus gingen Anfragen beim Bundesminister für Innerdeutsche Beziehungen ein, sondern in der Bundesrepublik von mehreren Privatpersonen und von einer weiteren AI-Gruppe in St. Louis, Illinois. Noch einmal zu begreifen, wie umsorgt man war, wie menschliches Füreinander einem das Leben, das lebbare Leben, ermöglichen konnte, führen einem vor Augen, dass die wichtigsten Dinge im Leben eben von unbezahlbarer Münze sind.

Diese unbezahlbaren Dinge sind meiner Auffassung nach auch die Themen aller aufrichtigen Autoren, denen nicht weniger als der lebendige Mensch am Herzen liegt, und die zudem ihre Solidarität mit verfolgten und eingesperrten Schriftstellern niemals verweigern würden.

Dabei stellt das Briefeschreiben in englischer Sprache eine Herausforderung für mich dar, da ich, abgesehen von ein paar Jahren fakultativem Englischunterricht, über keine fundierte Basis verfüge. Am Ende geht es immer zwar ganz gut aus, aber ich bin doch froh, dass fürsorgliche PEN-Korrektoren, sei es vonnöten, einem die Hände entgegenstrecken.

Es ist natürlich eher selten der Fall, dass sich auf einen WiP-Brief hin der erhoffte Erfolg einstellt. Es gab dieses „Wunder“, aus dem eigenen Erleben heraus, einmal, im Jahr 1999, im Fall der türkischen Journalistin Nadire Mater, gegen deren drohende Inhaftierung ich eine Protestnote schrieb, namhafte Unterschriften sammelte (anders geht es nicht: „bringen Sie mir noch den und die, dann machen wir’s“, lautete die Auflage an mich durch den WELT-Redakteur) und mich schließlich mit „Reporter ohne Grenzen“ und dem Kultur-Resort der Tageszeitung *Die WELT* zusammenschloss.

Die türkische Staatsanwaltschaft hatte einen Prozess gegen die Journalistin wegen Aufwiegelung der Öffentlichkeit angeregt. Der Streitpunkt war Nadire Maters Publikation *Mehemts Buch*, in dem dreiunddreißig türkische Grundwehrsoldaten im Einsatzgebiet an der türkisch-kurdischen Grenze über ihre teils traumatischen Erlebnisse erzählen. *Mehemts Buch* wurde ein großer Verkaufserfolg, doch öffentliche,



Quelle: Dokumentenarchiv Axel Reitel

lebhaftes Disussionen über Sinn und Unsinn nationaler militärischer Strategie lässt wohl jede Staatsmacht aufhorchen. Der Prozess in Ankara sollte sowohl die Autorin als auch die Verlegerin auf lange Zeit lahmlegen. Türkische Kollegen sollten bei Prozess-Auftakt Nadire Mater druckfrisch *Die WELT* in den Gerichtssaal mitbringen. Es sollte Mut machen, es sollte auch auf das Gericht Druck ausüben, den Zusammenhalt der internationalen Gemeinschaft, die vor allem aufgrund internationaler Standards im Sinne freiheitlich-demokratischer Recht zusammenhält, nicht aus den Augen zu verlieren. Der Prozess endete mit einem Freispruch.

Ja, es gab diesen Erfolg und doch bleibt auch die Frage, inwieweit derlei Aktionen entscheidend auf die Entscheidungsträger einwirken oder ob da wesentlich überragendere Komponenten eine Rolle spielen: Journalisten/innen wurden bereits auf offener Bühne durchsiebt. WiP-Briefe hinterlassen für mich vor allem eine breite Spur wacher Solidarität, wenn anderswo, in unserer Zeit, der Schreibrand auch noch mit Maschinengewehren bedroht ist



*Lebenswege - Wasserwege - Wolkenwege III*  
Foto: Hubert Dammer

*Comer See*

## Writers-in-Prison

Stets in der Hoffnung auf das Beste - das Erlangen beziehungsweise das Wiedererlangen der Freiheit Verfolgter - machte im Verlauf des vergangenen Jahres, neben den unermüdlichen Briefeinsätzen, vor allem das große Engagement unser WIP-Mitstreiter in Sachen der Postaktionen für die vielen Kollegen, die weltweit zu Unrecht hinter Gittern leiden, von sich reden - bis zum PEN International.

Potkarten schrieben

Burkhard Bierschenck, Jutta Birmele, Irène Bourquin, Karsten Dümel, Dagmar Galin, Stefanie Golisch, Fred Kureer, Gino Leineweber, Frederick Lubich, Hans Poppel, Utz Rachowski, Deborah Vietor-Englaender, an:

Aserbaidshan:	Abdul-Jalil AL-Singace; Abdulhadi al-Khawaja; Rashad Ramazanov
Bahrein:	Al Singace
China:	Chen Xi; Chi Chonghuai; Gao Yu; Guo Quan; Hailaite Niyazi; Liu Xia; Liu Xianbin; Lu Jianhua; QI Chonghuai; Tran Thi Ngu; Yao Wentian; Zha Yufu
Eritrea:	Amanuel Asrat; Dareen Tatour; Dawit Isaac; Fessehay Yohannes
Guinea:	Ramon Esono Ebale
Honduras:	Cesario Padilla; Dina Meza; Juan Carlos Argenal Medina; Julio Ernesto Alvarado
Iran:	Behrouz Boochani; Hossein Rafiee; Narges Mohammadi
Kirgistan:	Azimjon Askarov
Russland:	Mykola Semena, Natalia Sharina
Saudi-Arabien:	Raif Badawi; Waleed Abu Alkair
Thailand:	Somyot Prueksakasemsuk
Tibet:	Kun Chok Tsephel
Türkei:	Ahmet Sik; Ahmet und Memet Altan; Murat Sabuncu; Zehra Dogan
Ukraine:	Roman Sushenko
Usbekistan:	Salidzhon Abdurakhmanov
Vietnam:	Dinh Van Nhuong; Nelson Aguilera, Ngo Hao; Nguyen Ding Ngoc; Nguyen Han Vinh; Nguyen Huu Vinh; Nguyen Ngoc Nhu Quynh; Nguyen Thank Long; Nguyen Van Dai; Tran Anh Kim; Tran Hugnh Duy Thuc; Ven. Thich Quang Do;

Als Beispiel einer solchen Postkarte sei an dieser Stelle Stephannie Golischs *Season Greetings from Pen* vorgestellt, die Freya Klier in folgende Wort fasste: „Wie jedes Jahr um diese Zeit entlockt mir Stefanie Golisch eine tiefe Bewunderung; der Dank vieler Gefangener wird wenigstens im Herzen nach Monza in Italien gehen...“

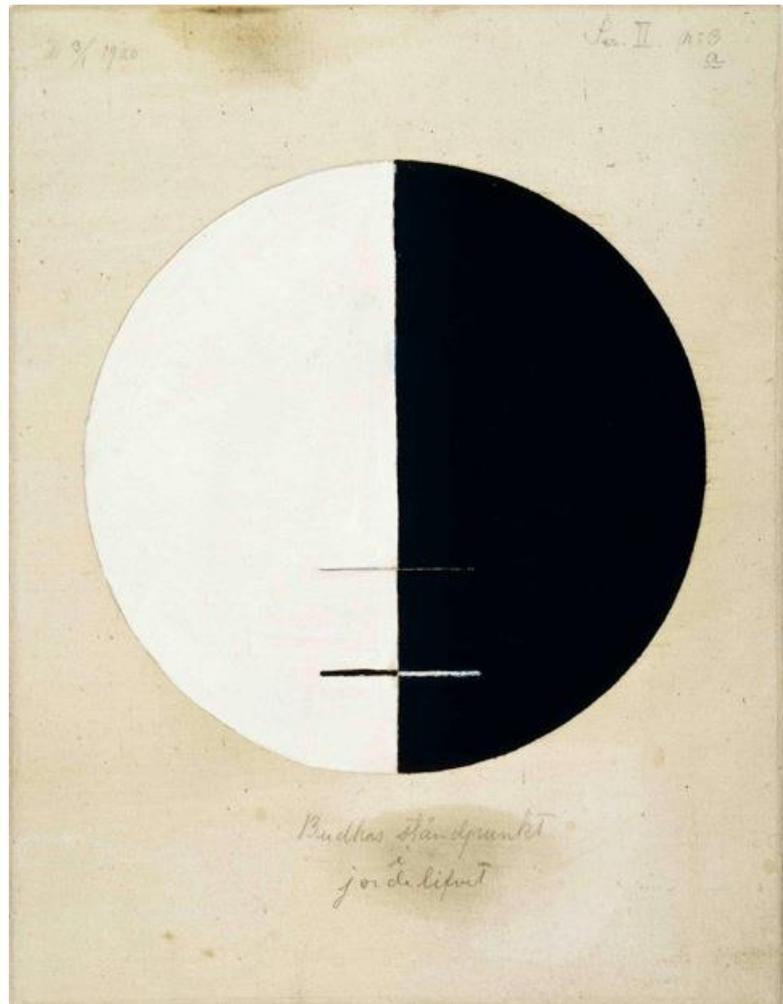
Dear friend,

I wish you the strength to overcome  
sadness and depression,  
to be hopeful and not to give up.  
Never.  
To feel free inside despite confinement.  
To be human and righteous in a world  
that human and righteous is not.  
Since writers and poets think and work  
beyond common sense and logic.

All the best for you,

Stefanie Golisch

(member of the Pen Centre of German-  
Speaking Writers Abroad)



*Unter Verwendung des Gemäldes von Hilma af Klint: Standpunkt Buddhas auf der Erde, Serie II, Nr. 3a, 1920, Öl auf Leinwand, 36 × 27 cm, Moderna Museet, Stockholm.*

Und abschließend noch eine Ermutigung an all diejenigen, die sich noch nicht beteiligt haben, und wieder in den angemessenen Worten von Freya Klier:

„Doch niemand lasse sich entmutigen ob dieses großen Engagements - jede einzelne Grußkarte stärkt bei einem inhaftierten Autor die Ermutigung, in der Welt draußen nicht vergessen zu sein.“

Herzliche Grüße  
Freya“.

## Hinweise, Veranstaltungen, Publikationen

### Hinweise

**Burkhard Bierschenck** berichtet:

Das neue Jahr 2018 beginnt wieder aktiv! Vorher möchte ich kurz auf 2017 zurückblicken. Unsere OVID-Anthologie fand freundliche Aufnahme. Wir konnten im März Guy Stern den ersten OVID-PREIS für sein Lebenswerk in würdigem Rahmen in der Nationalbibliothek überreichen und ihn zum Ehrenmitglied ernennen.

In der zweiten Jahreshälfte haben Vorstand und Jury gemeinsam beschlossen, den OVID-PREIS 2018 an Herta Müller zu vergeben. Die Preisverleihung wird am 7. Mai 2018 in der Nationalbibliothek in Frankfurt stattfinden. Die Laudatio wird dankenswerterweise unser verehrter Guy Stern halten. Weitere Einzelheiten werde ich zu einem späteren Zeitpunkt bekanntgeben. Die Nationalbibliothek hat zusätzlich für einen späteren Zeitpunkt Ende 2018/Anfang 2019 Interesse an einer eigenen PEN-Leseveranstaltung bekundet. Ich bleibe da im Gespräch.

Meine Versuche mit Institutionen, welche die Literatur allgemein und speziell auch das Andenken an Exil-Autoren pflegen, ins Gespräch zu kommen, waren teilweise erfolgreich. Ich bleibe dran. Wir werden (ca. im November 2018) eine PEN-Lesung in der Münchner Monacensia haben. Das Datum wird in der ersten Jahreshälfte noch genau festgelegt.

Ebenso habe ich Kontakt aufgenommen mit der bayerischen Akademie der Schönen Künste, der Berliner Akademie der Schönen Künste, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, sowie dem Goethe Institut und dem Münchner Literaturhaus. Gesprächstermine wurden dort bereits vereinbart.

Gerne würde ich mit der österreichischen Exil-Bibliothek in Wien in Kontakt kommen. Ganz neu hinzugekommen ist ein Gesprächstermin Ende Februar in Berlin im Bundeskanzleramt mit einer Vertreterin der Kulturstaatsministerin. Es geht dabei u.a. um Writers-in-Exile.

Ich hoffe, dass bei all diesen Gesprächen noch weitere Treffen bzw. konkrete Veranstaltungen vereinbart werden können. Langsam bewegt sich etwas.

**Möge das unabhängige Polen diesen selbstmörderischen hysterischen Anfall überleben.**

**Die vermeintliche *Politik der Scham* wird zur *Politik der Schamlosigkeit*.  
Die Spaltung des Landes wird damit unumkehrbar.**

Seit zwei Jahren verwickeln wir uns in Konflikte mit unseren nächsten Nachbarn, mit der Gemeinschaft befreundeter Staaten und mit strategischen Partnern des polnischen Staates. Jeder weitere Konflikt wird im Namen einer fiktiven Verteidigung Polens gegen einen fiktiven Angriff auf seine Interessen und auf seinen guten Namen initiiert, wobei obsessiv an die vier Generationen zurückliegenden Realien des Krieges erinnert wird. Aus Aversion zum eigenen Staat werden die Leistungen des letzten Vierteljahrhunderts, in welchem die wiedergeborene Republik das System europäischer Bündnisse mitgestaltete und damit konsequent und effektiv die historische Versöhnung mit Deutschland, mit dem jüdischen und ukrainischen Volk realisierte, zunichtegemacht. Die freundschaftlichen Bande zur unabhängigen Ukraine hatten bereits ein in der Geschichte wechselseitiger Beziehungen beispielloses Niveau erreicht. Sie werden heute zerstört, womit man auf eine Balkanisierung Mitteleuropas zusteuert. Das erschreckend irrationale Bild Polens vertieft in bedrohlicher Weise die Vereinsamung des Landes in der Welt.

Die vermeintliche „Politik der Scham“ wird durch die Politik der Schamlosigkeit ersetzt, die manchmal zur bewussten Provokation ausartet. Den Charakter einer Provokation hat etwa das Tolerieren der durch Straflosigkeit immer dreister werdenden Kapuzen-Patrioten, die in immer größeren Massen unter extrem rassistischen Parolen und wohlbekannten neofaschistischen Symbolen demonstrieren. Eine Provokation ist die an den im eigenen Land wegen terroristischen Aktivitäten verurteilten italienischen Neonazi und Putin-Unterstützer gerichtete Einladung eines Abgeordneten des polnischen Parlaments zum polnischen Nationalfeiertag. Seit Jahren kooperiert der Eingeladene mit britischen Nationalisten, die den Holocaust leugnen. In seiner Rede zum Warschauer Unabhängigkeitsmarsch rief er zur „Übernahme der Straßen“ auf.

Provozierend war die Wahl des Tages des Gedenkens an die Opfer des Holocaust (kurz vor dem fünfzigsten Jahrestag des schändlichen März 1968<sup>1)</sup> als Datum für die Annahme des Gesetzes über den IPN<sup>2</sup> (Holocaust-Gesetz) durch das Parlament und dessen anschließende Novellierung durch den Senat, wie auch der bei der Gelegenheit entfachte antisemitische Aufruhr. Unter den Akteuren dieses schändlichen Spektakels hat sich der Direktor des zweiten öffentlichen Fernsehkanals hervorgetan, der sich erlaubte, in Sendungen des Kanals über den Völkermord an Juden zu spotten. Das Negieren der Realität des Holocaust durch höhnische Infragestellung von Gaskammern, das aus der Propagandapraxis der Neonazis bekannt ist, nennt man in Englisch Holofoax.

Entgegen der Propaganda ist nicht die Bekämpfung der Auswüchse und des Neofaschismus das Ziel der oben genannten Gesetzes-Novellierung. Es setzt vielmehr die schlimme Tradition der Verfolgung der Majestätsbeleidigung fort, hier in Gestalt der Beleidigung des Staates und des polnischen Volkes. Freiheitsberaubung für ein willkürlich zu definierendes Fälschen der Geschichte ist eine Idee aus der Gesetzgebung in Putins Russland. Der Grundgedanke des Aktes beider Häuser des Parlaments ist die Einführung der Zensur, unter Androhung langjähriger Haftstrafen. Sie werden unter anderem dafür angedroht, dass polnischen Bürgern irgendwelche Kriegs- oder Menschheitsverbrechen während des Krieges oder sogar in der Zeit von 1925 bis 1950 (bezogen auf die Ukrainer) zugeschrieben werden. Dieses durch die Zensur ausgesprochene Verbot ist von vornherein darauf angelegt, mit Völkern, die Beispiele solcher Verbrechen in ihrem Gedächtnis erhalten haben, Konflikte auszulösen.

Die Zensur durch die „Maschine der narrativen Sicherheit“, wie es der Präsident der Republik Polen einstmals bezeichnet hat, schafft ein mythologisiertes Bild des Krieges, der auf die Dimension des Kampfes und des Martyriums der eigenen Nation reduziert wird. Der Antigermanismus, Antiukrainismus und Antisemitismus richten sich gegen die europäische Idee. Indem äußere Konflikte provoziert werden, wird jeder Einspruch gegen das propagandistische „Narrativ“, nach der März-Methode<sup>3</sup> zu einem Akt des Verrates stilisiert, was der Spaltung des Landes einen unumkehrbaren Charakter verleiht. In dieser perversen Logik sollen Aufrufe zur gemeinsamen Verteidigung Polens vor der Kritik von außen mutwillig der Vertiefung dieses Grabens dienen.

Möge das unabhängige Polen diesen selbstmörderischen hysterischen Anfall überleben.

Warschau, 8. Februar 2018

Übersetzung: Gabriel Berger

1 Im März 1968 entfachte die kommunistische polnische Regierung eine antisemitische Kampagne und nannte die für mehr Demokratie demonstrierenden Studenten und Intellektuellen Agenten des Zionismus.

2 IPN – Instytut Pamięci Narodowej, deutsch Institut für Nationales Gedenken.

3 Gemeint ist die Kriminalisierung der Opposition im März 1968, die man zu Verrätern und Agenten der USA und des Zionismus erklärte.

## Veranstaltungen

### Lesebühne des PEN-Zentrums – Freiraum Köln-Sülz

Am Mittwoch, den 15. November 2017 (20.00) fand im zum **Tag des verfolgten Schriftstellers** die erste einer alljährlich geplanten Veranstaltung auf der Lesebühne des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland statt, in Zusammenarbeit mit dem **Deutschen PEN-Zentrum** und unterstützt vom **Kulturamt der Stadt Köln** und dem **Freiraum Köln-Sülz**.

In diesem Jahr liest **Yamen Hussein** (Syrien) unter dem Titel – „die einzige narbe der nabel“ – aus seinen Werken. **Hans-Christian Oeser** moderiert und unterhält sich mit dem Autor.

### Erzählte Unrechtsgeschichte – Leben im Überwachungsstaat der DDR

Freya Klier berichtete angehenden Abiturienten aus ihrem bewegten Leben.

Vorab aus einer Mail von Freya Klier: „Danke für Deine Arbeit [am Newsletter 2018], lieber Axel. Ich stecke gerade in Projekttagen zur DDR-Geschichte, die ich mit hessischen Schülern absolviere. Es kommt so viel dabei heraus...

Liebe Grüße-  
Freya

Wieviel dabei herausgekommen ist, beschreibt der folgende Gastartikel von Michael Prochnow.



Foto: Prochnow

wieder gegen das Unrecht zur Wehr setzte – bis zur Wende an der Seite des Liedermachers und Schriftstellers Stephan Krawczyk.

Obertshausen - Einige ihrer Eltern drückten noch die Schulbank, als es mit der DDR zu Ende ging: Schüler des aktuellen Abitur-Jahrgangs an der Georg-Kerschensteiner-Schule lauschten gestern der Regisseurin und Buchautorin Freya Klier.

Sie schilderte Repressalien, die nicht nur Künstler wie sie und ihren Mann Stephan Krawczyk trafen. Sie lebte im Kinderheim, weil ihr Vater inhaftiert war, unternahm nach dem Abi einen Fluchtversuch, saß im Knast, wurde bespitzt, verfolgt, bedrängt und bedroht. Freya Klier hat praktisch alle Facetten des Stasi-Staats kennenlernen müssen, weil sie sich immer

1975 musste die DDR auf Druck der Vereinten Nationen Ausreiseanträge erlauben. Wer einen stellte, verlor Arbeit, Studien- oder Ausbildungsplatz und landete nicht selten hinter Gitter, berichtete der Gast. Wer Glück hatte, wurde von der Bundesrepublik freigekauft. Steffen Klier, der Bruder der Autorin, protestierte vor dem Staatssicherheitsgelände in Dresden und wurde in eine geschlossene Anstalt gesteckt.

Zwischen 30 Betten und bei Totenstille stiarten die inhaftierten Männer vor sich hin, zugedröhnt mit schweren Psycho-Pharmaka. Der Vater lernte den Stationsarzt kennen – strafversetzt wegen politischer Witze. Er mochte Steffen, doch der wurde nie rausgelassen. Der Vater schrieb sieben Mal an das Politbüro und Honecker persönlich, bekam aber nie eine Antwort. 1979 nahm sich der Sohn mit 30 Jahren das Leben.

Die Schwester entschied: Jetzt trete ich an gegen sie. Als Kind hatte sie die Angst verloren, so viele Freunde waren mittlerweile tot, seelisch gestört oder geflüchtet. Sie engagierte sich im ersten Friedenskreis, gegründet unter dem Dach der evangelischen Kirche. Nach verschiedenen Jobs war es ihr gelungen, Regie zu studieren. Mithilfe des Netzwerks, das sie sich an den Bühnen geschaffen hatte, baute sie eine Bewegung auf, die sich durch die ganze DDR zog.

„Ohne Computer, und in der DDR hatten nur auserwählte neun Prozent der Bürger überhaupt ein Telefon“, skizzierte sie. 1984 hat sie noch in Leipzig den Preis der Theaterleute für die beste Inszenierung erhalten. In der Folge kamen Inszenierungsangebote aus Berlin, Dresden, Schwerin – und vom Großen Schauspielhaus in Frankfurt am Main. Im Kulturministerium bot man ihr an, „Sie können raus“, doch Freya Klier antwortete, „jetzt will ich hier etwas verändern“. Das „Deutsch“ im Namen der DDR stimme, „den Rest müssen wir uns erkämpfen“. Auch Krawczyk wurde nach seinem Berufsverbot vorgeladen und konnte ausreisen. Doch mit dem Vermächtnis ihres Bruders wollten sie ihre „Kraft hier einbringen“, entwickelten Szenen und Collagen zu Themen, die den Menschen auf den Nägeln brannten.

Zum Beispiel „Frau und Mann“ - ließen sich in der DDR doch 42 Prozent der Ehepaare scheiden. Krawczyk gab Konzerte in Kirchen, dabei wurde an ihrem Auto die Bremsleitung manipuliert, ein Sender installiert, dem Künstler wurde die Fahrerlaubnis entzogen. Die Strafen summierten sich auf 14.000 Mark, doch die Fans sammelten für das Paar. Es sollte mit Nervengift ermordet werden. Freya fühlt sich seitdem fahruntüchtig. Stephan wurde nach einer Demonstration verhaftet, die gemeinsame Wohnung immer wieder observiert und durchwühlt. „Das war bedrückend für meine Tochter Nadja“, erinnert sie sich. Schließlich musste auch Klier 1987 ins Gefängnis, die Tochter ins Heim.

Nach der Wende erfuhr sie aus den Stasi-Akten, dass ein großer Teil des gemeinsamen Freundeskreises für die Staatssicherheit arbeitete. Eine Verfolgung und Verurteilung der Verantwortlichen fand praktisch nicht statt, mahnte die Referentin, nur ein paar einzelne große Namen wanderten für kurze Zeit hinter Gitter. Die Bevölkerung sei desinteressiert, viele Schergen von damals versuchen heute, „die Deutungshoheit wiederzuerlangen“, bekleiden Ministerämter. Doch Freya Klier will weitermachen und mit der Geschichte ihres bewegten Lebens auch die nächste Generation wachrütteln.

Quelle: <https://www.op-online.de/region/obertshausen/regisseurin-buchautorin-freya-klier-berichtet-kerschensteiner-schuelern-ueber-unrecht-9558976.html> (Eingesehen 29.01.2018)

## DDR-Bürgerrechtlerin Freya Klier – Im Interview

„Wir Störenfriede sollten raus aus dem Land“

Manche Oppositionelle wollten unbedingt weg, durften aber nicht. Andere waren entschlossen zu bleiben, um die DDR zu verändern - wie Freya Klier. Die Regisseurin erzählt von Stasi-Spitzeln und ihrer Ausweisung 1988.

Ein Interview von Norbert F. Pötzl

### Zur Person

Gehen oder bleiben - diese Frage entzweite die DDR-Opposition in den späten Achtzigerjahren. Ausreisewillige sammelten sich in der "Arbeitsgruppe Staatsbürgerschaftsrecht" um den Theaterregisseur Günter Jeschonnek. Auf der anderen Seite vereinigte die "Initiative Frieden und Menschenrechte" (IFM) Bürger, die ausharren und das Land demokratisieren wollten. Zu den führenden Köpfen zählten Bärbel Bohley, Werner Fischer, Ralf Hirsch, die Ehepaare Regina und Wolfgang Templin sowie Ulrike und Gerd Poppe.

Auch Freya Klier, geboren 1950 in Dresden, war zum Bleiben entschlossen. Bereits 1968 musste sie wegen versuchter "Republikflucht" ein Jahr Haft absitzen. Sie studierte Schauspiel und Regie, war Theaterregisseurin und 1980 Mitbegründerin der DDR-Friedensbewegung. 1984 erhielt Klier den DDR-Regiepreis für die Uraufführung von Ulrich Plenzdorfs "Legende vom Glück ohne Ende". 1985 erhielt sie Berufsverbot, wie ihr Lebensgefährte, der Liedermacher Stephan Krawczyk. Gemeinsam traten sie in evangelischen Kirchen auf. Zugleich arbeitete Klier an einem Buch über "Jugend und Erziehungswesen in der DDR" und wurde vom Staat zunehmend drangsaliert. Seit ihrer Ausbürgerung 1988 lebt Freya Klier als Autorin und Dokumentarfilmerin in West-Berlin.



Foto: Nadja Klier



*Freitag, 02.02.1988*

**einestages:** Frau Klier, am 2. Februar 1988 wurden Sie und Ihr damaliger Ehemann Stephan Krawczyk in die Bundesrepublik abgeschoben. Wie kam es dazu?

**Klier:** Ein Kleinbus der Stasi brachte uns aus der Untersuchungshaft in Ost-Berlin zur Grenzübergangsstelle Wartha/Herleshausen. Vorausgegangen war der alljährlich von der SED-Führung inszenierte Massenaufmarsch zum Gedenken an die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht 1919. Diese Demonstration fand 1988 am 17. Januar statt. Daran wollten sich etliche Bürger, die teilweise seit Jahren erfolglos Ausreiseanträge gestellt hatten, mit eigenen Transparenten beteiligen.

**einestages:** Um den Staat herauszufordern, hatten Sie und Krawczyk Luxemburg-Zitate wie "Freiheit ist immer auch die Freiheit der Andersdenkenden" ausgesucht. Die Ausreisewilligen wollten auch andere Regimegegner für eine gemeinsame Aktion gewinnen.

**Klier:** Die meisten Oppositionellen mieden die "Staatsbürgerrechtler" und wollten, wie auch Stephan und ich, in der DDR bleiben und den Staat verändern. Die Initiative Freiheit und Menschenrechte und andere Basisgruppen distanzierten sich vom Demo-Plan der AG Staatsbürgerrecht, stellten ihren Mitgliedern aber frei teilzunehmen.

**einestages:** Krawczyk und Sie setzten auf Reformen, wie Michail Gorbatschow sie ab 1985 in der Sowjetunion eingeleitet hatte.

**Klier:** Gorbatschows Politik rüttelte die DDR durcheinander. Schon damals wollte uns die SED loswerden. Für die waren wir Störenfriede. Weil wir durch unsere Aufführungen Öffentlichkeit herstellen konnten, sollten wir raus aus dem Land.

**einestages:** Die Abgrenzung von den Ausreisewilligen lehnten Sie dennoch ab?

**Klier:** Das Ehepaar Templin, Stephan und ich waren fast die Einzigen, die sagten: Es ist auch ein Menschenrecht, seinen Wohnort selbst bestimmen zu dürfen.

**einestages:** Sie sind nicht zur Demo gegangen - warum?

**Klier:** Aus zwei Gründen: Wegen meiner damals 14-jährigen Tochter, für die ich nicht riskieren wollte, dass ihre Eltern beide im Gefängnis sitzen. Und weil die Staatsbürgerrechtler eine ganz andere Dynamik hatten. Die wollten so aggressiv wie möglich sein, weil ihnen das geholfen hat. Sie wollten ins Gefängnis kommen und dann von der Bundesregierung freigekauft werden. Ich habe Günter Jeschonnek, mit dem ich bis heute

befreundet bin, gesagt: "Das ist nicht meine Temperatur." Wir versuchten auszubalancieren, um in der DDR weiterarbeiten zu können.

**einestages:** Und trotzdem wollte Stephan Krawczyk mitmarschieren?

**Klier:** Ja, er hatte auf ein Bettlaken mit roter Farbe geschrieben: "Gegen Berufsverbot in der DDR". Die Stasi hat Stephan gleich an der nächsten Ecke einkassiert. Andere wurden von vornherein unter Hausarrest gestellt oder verhaftet, als sie beim Abmarschpunkt eintrafen. Unsere Wohnungen waren ja voll verwandt, die Stasi hat alles mitgehört und unsere Pläne gekannt.

**einestages:** An diesem Tag nahm die Stasi 105 Menschen fest, davon hatten 84 Ausreiseanträge gestellt. Dagegen blieben Sie zunächst frei, da Sie sich ja an der Demo nicht beteiligten.

**Klier:** Trotzdem konnte ich nicht abseits bleiben. Anders als die anderen Verhafteten, die in Gruppen organisiert waren und sich so Gehör verschaffen konnten, war Stephan als einzelner Sänger am meisten bedroht und brauchte Öffentlichkeit. Deshalb habe ich an die bundesdeutschen Künstler appelliert, die DDR zu boykottieren, solange Stephan Krawczyk in Haft ist.

Der große Ungehorsam: Stephan Krawczyk über die Pfingstunruhen 1987



Quelle: <http://www.spiegel.de/video/krawczyk-lied-zu-den-pfingstunruhen-1987-video-1505498.html>

**einestages:** So kam es zu Ihrem Video im Büro des Kirchenmannes Manfred Stolpe?

**Klier:** Ja, da war das Kreuz über meinem Kopf zu sehen. Stolpe sagte, es wäre zu gefährlich, in einer Privatwohnung zu drehen, aber der Kirche könne die Stasi nichts anhaben. Der ARD-Korrespondent Hans-Jürgen Börner brachte das Video in den Westen, die "Tagesthemen" strahlten es am 22. Januar aus. Drei Tage später traf uns Bürgerrechtler eine zweite Verhaftungswelle. Wie Bärbel Bohley, Werner Fischer, Ralf Hirsch und die Templins kam auch ich in die Untersuchungshaftanstalt Hohenschönhausen.

**einestages:** Auf "landesverräterische Verbindungsaufnahme", so der Vorwurf, standen Haftstrafen bis zu zwölf Jahren. Haben Sie im Gefängnis vom Proteststurm im In- und Ausland etwas mitbekommen?

**Klier:** Nein, nichts. Unser Anwalt Wolfgang Schnur, später als Stasi-Spitzel enttarnt, spielte ein doppeltes Spiel. Er erzählte Stephan von meiner Verhaftung, worauf Stephan in Tränen ausbrach und Schnur mitheulte. Der Anwalt gab sich niedergeschlagen, weil draußen angeblich keiner etwas für unsere Freilassung unternahm. Er verschwieg uns die breite Solidarisierungswelle. Mir sagte er, die anderen seien sauer, weil ich sie mit meinem Appell mit reingezogen hätte. Da fühlte ich mich schuldig und fragte mich, ob ich nicht vielleicht doch zu weit gegangen war.

**einestages:** Zu Schnur hatten Sie volles Vertrauen?

**Klier:** Wir waren sogar echt befreundet. Schnur war der Liebling der ganzen Szene. Deshalb hat ihm Stephan auf einem Zettel aufgeschrieben, was die Stasi nicht mithören sollte. Ein Wissenschaftler hatte nach dem Reaktorunglück in Tschernobyl ausgerechnet, wieviel kontaminierter Regen über der DDR niedergegangen

war. Stephan kam nicht mehr dazu, das Papier öffentlich zu machen. Er hatte es in einer "Supertramp"-Schallplattenhülle versteckt. Schnur hat das seinem Führungsoffizier brühwarm erzählt, um Stephan wegen "schweren Landesverrats" drankriegen zu können, wie aus der Stasi-Akte hervorgeht.

**einestages:** Hatten Sie in der U-Haft über Schnur Kontakt zu Ihrem Mann?

**Klier:** Schnur erzählte Stephan: "Freya geht es gar nicht gut, vielleicht wäre es besser, wenn ihr aufgibt." Dabei ging es mir gar nicht schlecht, aber Stephan sagte unter diesem Eindruck: "Ich mache alles, was Freya will."

**einestages:** Und dann haben Sie doch einen Ausreiseantrag gestellt, obwohl Sie immer bleiben wollten?

**Klier:** Mir wurde zugesagt, die anderen würden in die DDR entlassen, wenn Stephan und ich nachgeben. Nachgeben hieß aber: Es sollte einen Prozess geben, wir werden verurteilt und nach einem Jahr abgeschoben. So erzählte es uns Schnur. Mehr als ein Jahr Haft wollte ich meiner Tochter Nadja nicht zumuten. So war die Stimmung aus meiner Zellenperspektive, deshalb habe ich am 1. Februar den Antrag gestellt.

**einestages:** Wusste Ihr Mann davon?

**Klier:** Ich hatte ihm schon am 29. Januar geschrieben, dass ich keine Hoffnung mehr sehe für uns in diesem Land. Und dass ich unbedingt mit ihm sprechen muss.

**einestages:** Wie reagierte er?

**Klier:** Stephan schrieb einen Kassiber, ich solle warten, bis wir miteinander darüber gesprochen hätten. Aber diesen Kassiber hat Schnur nicht weitergeleitet. Als ich keine Antwort von Stephan erhielt, sagte ich mir schließlich, dass ich dann halt allein für mich und mein Kind entscheiden muss.

**einestages:** Und plötzlich ging alles ganz schnell.

**Klier:** Ja, zwei Stunden später wurde ich ins Stasi-Gefängnis in der Magdalenenstraße gebracht, Stephan wartete dort bereits. Rechtsanwalt Wolfgang Vogel teilte uns mit, dass unserem Antrag auf Entlassung aus der DDR-Staatsbürgerschaft stattgegeben werde und wir am nächsten Tag die DDR verlassen dürften. Ich war fassungslos.

**einestages:** Damit hatte die SED ihr Ziel erreicht.

**Klier:** Ein Pastor brachte Stephan, Nadja und mich im Kleinbus von der innerdeutschen Grenze nach Bethel bei Bielefeld. Da merkten wir erst, wie wir im Knast geleimt worden waren. Uns kam zum ersten Mal der Verdacht, dass Schnur nicht echt ist. Zunächst glaubten wir noch, er habe uns für die Kirche so belogen. Dass er für die Stasi arbeitet - den Gedanken haben wir verworfen. Bei einer Pressekonferenz in Bethel haben wir unsere sofortige Wiedereinreise in die DDR gefordert. ARD-Journalist Börner wollte Stephan sogar im Kofferraum seines Wagens in die DDR zurückbringen, aber das haben ihm seine Vorgesetzten untersagt.

**einestages:** Hat sich die Lage in der DDR nach Ihrer Ausreise beruhigt?

**Klier:** Nein, das war ein Pyrrhussieg für die SED. Der Widerstand wurde immer breiter. Von da an kam keine Ruhe mehr rein.

Quelle: <http://www.spiegel.de/einestages/ddr-1988-freya-klier-ueber-stasi-spitzel-und-ihre-abschiebung-a-1190598.html>  
(Eingesehen: 15.02.2018)

## Publikationen

### Roland Merk



*Der Lauf der Nacht am helllichten Tag*  
Gedichte

„Beim Anblick /  
der Sterne das Gefühl /  
in hell erleuchtete Löcher /  
zu starren.“

Der Vierzeiler aus diesem zweiten Gedichtband von Roland Merk gibt den Grundton für eine lyrische Odysseedurch dunkle Zeit: Wie ist es heute, als Mensch in einem atemlosen Dasein ohne Boden zu leben? In präzisen Beobachtungen ist hier von Alltäglichem die Rede, von Kindheitserinnerungen, von lichtvollen Landschaften – aber auch von Verstörendem: von Menschen am Rand der Gesellschaft, von Liebe und Schmerz, Wut und Hoffnung, von der Entzauberung dieser Welt und dem Fehlen von Glück.

In Roland Merks Gedichten verweben sich Biografisches und Zeitgeschichtliches zu einer facettenreichen Textur mit bedrückenden Bildern. Im Persönlichsten die Signatur der Gesellschaft zu erkennen, im Licht unserer gelebten Tage die Nacht unserer Gegenwart nachzuzeichnen, das ist das Vorhaben dieses Buches, das mit einem Essay zur zeitgenössischen Lyrik abschließt. Zu *Wind ohne Namen*, Roland Merks erstem Gedichtband, schrieb Götz Grossklaus in *Entwürfe*: „Ein gedankenreicher, polyphoner Text: ironisch-spöttisch, elegisch-melancholisch, pathetisch-kritisch, der das Genre des Zeitgedichts im Gegensatz zum Mainstream der Ich-Befindlichkeits-Lyrik neu belebt.“

Ca. 176 Seiten, gebunden, Fadenheftung, Lesebändchen, ca. Fr. 24.–, c 21.– ISBN 978-3-85990-280-0, erscheint im März 2018

### Utz Rachowski

*Die Dinge,  
die ich vergaß*

*Gedichte aus 50 Jahren*

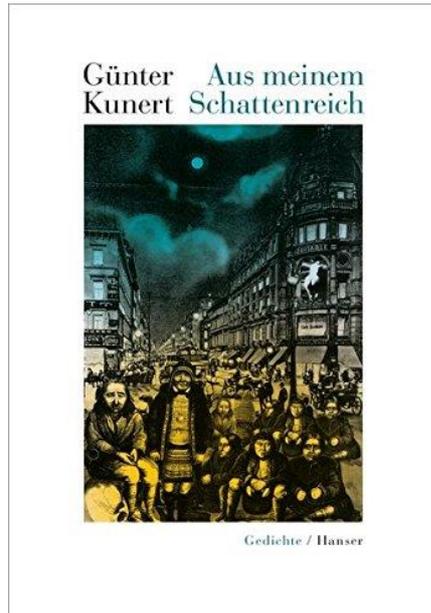
Dieser außergewöhnliche Gedichtband ist nicht nur eine umfangreiche Retrospektive des Dichters Utz Rachowski, er zeigt auch Lebenslinien auf, eines Dichters, der wegen ein paar Gedichten in der DDR in Haft saß, der sich unermüdlich um die Freiheit des Wortes müht.

Es geht um die großen und kleinen Dinge, die man nicht vergessen darf.

ISBN 978-3-95669-098-3, ca. 280 Seiten, Klappenbroschur, € 14,80, Erscheinung geplant für Februar 2018



## Günter Kunert



„Die Eltern / traten aus dem Rahmen / und sprachen / zu ihrem Kinde: Du bist / jetzt achtzig Jahre alt und / mußt endlich erwachsen werden.“

Der Gedichtband des 1929 geborenen Günter Kunert ist eine Begegnung mit der eigenen Lebensgeschichte in DDR und BRD. Seine Lyrik beleuchtet die zerrissene Geschichte seines Landes, die Utopien in der Politik und die Lebenslügen. „Einstmals zogen Kolonnen / mit roten Fahnen durch / die Straßen“, das sind Bilder, die viele kennen, pathetisch, dekorativ. Doch Kunert benennt die wahre Gestalt der Menschen, die „rollten die Fahnen zusammen und / trollten sich.“ Auf den bissigen, illusionslosen Blick von Günter Kunert kann Deutschland noch lange nicht verzichten.

(Quelle

<https://www.hanser-literaturverlage.de/buch/aus-meinem-schattenreich/978-3-446-25817-4/>

Gedichte

herausgegeben von Wolfram Benda

Erscheinungsdatum: 12.03.2018

120 Seiten

Hanser Verlag, Fester Einband ISBN 978-3-446-25817-4

## Susanna Piontek

Im Frühjahr 2018 erscheint der Erzählband *In einer Falte der Welt* bei der dahlemer verlagsanstalt. Wer (schwarzen) Humor mag, gern zum Nachdenken angeregt wird und überraschende Schlüsse liebt, wird bei diesem Buch auf seine Kosten kommen.

Das Buchcover zeigt eine Mezzotinto-Grafik der Künstlerin G.H. Rothe, mitselbigen Geburtsort wie die Autorin

Quelle:

<https://susannapiontek.culicidaepress.com/2018/01/20/in-einer-falte-der-welt/>

